

Zeitschrift: Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Glarus

Band: 12 (1876)

Artikel: Das Leben und Wirken Glareans

Autor: Freuler

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-584274>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Leben und Wirken Glareans.

Von Dekan Freuler.

Indem ich Ihnen diese Arbeit über unsern Landsmann Glareanus vorlege, folge ich einem lebhaften Gefühle, das sich bei mir in Stunden des historischen Vereins mehr und mehr gesammelt und zu einem etwelchen Gegendienst getrieben hat. Ich habe in Ihrer Mitte schon manchem gediegenen Vortrage zugehört und aus demselben vielfache Belehrung mit mir genommen, dass es mich Pflicht der blossen Dankbarkeit zu sein däuchte, darauf Bedacht zu nehmen, ob ich Ihnen für das, was ich von Ihnen empfangen, nicht auch einmal etwas zu geben versuchen sollte.

Es ist zu allen Zeiten eine gewissermassen heilige Sorge für die innern geistigen Interessen der Menschheit, wenn Bünde oder Vereine gestiftet werden, die es sich zur Aufgabe machen, die Pflege ächter Wissenschaft zu übernehmen, wie diese Wissenschaft immer heissen und auf welches Gebiet sie immer gerichtet sein möge. Ist dies ein hohes Streben zu allen Zeiten, so hat es einen noch höher gesteigerten Werth in einer Zeit wie die unsrige, wo dem Götzen des Materialismus so viele Geister und Herzen zum Opfer fallen und wo der Idealismus von gar mancher Seite den Blick des Misstrauens und selbst das Wort des Spottes zu gewärtigen hat. Zu solchen Pflegerinnen der Wissenschaft ist auch die historische Gesellschaft unsers Kantons zu rechnen, und anderseits ist der Landsmann, der heute in sie eingeführt wird, wie kaum ein anderer geeignet, uns den Beweis zu bieten, dass eine Menschenbrust, welcher ein Ideal und in ihm die Macht des Idealismus schon mit dem Morgenroth der Kindheit eingehaucht ist, solch ein Ideal als einen Triumph jedes Tages weiter und weiter bis in das Alter hinausträgt, und vom Ideal auch wieder seinerseits wie auf mächtigen Schwingen über Entbehrungen und Mühsale hinausgetragen wird. Dieses Bild gewährt uns in der That Glarean auf seiner ganzen

Laufbahn von der Jugend erglühendem Feuer bis zu seinem letzten Tagewerke an des Lebens spätem Abend. Er ist ein Geist, der die Wissenschaft auf unermüdlichen Gängen durchschreitet, er steckt sich in dieser Wissenschaft ein grosses Gebiet ab und entfaltet auf dem abgesteckten Gebiet eine so vielseitige Thätigkeit, dass wir einem derartigen Arbeiter die Bewunderung nicht versagen können und ihm mit unserer selbsteigenen Freudigkeit zuschauen, wie er sich eben in den Sphären seines Ideals befriedigt und beglückt fühlt, indess ihm der Genuss der materiellen Welt nur in spärlichem Masse vergönnt ist.

Sie werden von mir nicht erwarten, dass ich Ihnen diese vielseitige Wirksamkeit bis in ihre Einzelheiten hinein auseinandersetze. Hiefür wäre das Mass der Zeit, das ich für Ihre Aufmerksamkeit anlegen darf, zu klein, und der Rahmen der Zeichnung, in den ich das Bild einzusetzen habe, zu enge. Ich bin gehalten, dasselbe nur in den hervorstechenden Hauptzügen zu entwerfen und muss Ihnen zum voraus bemerken, dass sich unsere Betrachtung Glareans durch den hauptsächlichen Gang seines Lebens hindurch bewegt, sich aber nicht in die zahlreichen Werke vertieft, die aus seiner literarischen Thätigkeit an das Licht der Welt getreten sind. Um das letztere zu thun, um nachzuweisen, in welcher Art Glarean die wissenschaftlichen Gebiete bearbeitet, was er auf jedem einzelnen geleistet, wie weit er darin theils seine Vorgänger überflügelt habe, theils seinen Nachfolgern vorausgeeilt sei, dazu bedürfte es einer zweiten Arbeit, einer vielfach erweiterten Darstellung, und wohl wäre zu befürchten, dass Ihr Interesse die gespannten Flügel sinken liesse, wenn Sie, wie eine solche Ausführung erforderte, in allerlei gelehrte Theorien gezogen und bisweilen auf den trockenen Höhenpfad philologischer oder philosophischer Spekulation gesetzt werden müssten. Bin ich ja jetzt schon bei der jetzigen kürzer geschnittenen Arbeit doch immer noch genöthigt, dieselbe, um Ihr Ohr nicht durch Einen ununterbrochenen Zug des lesenden Vortrages über Mass und Gebühr zu ermüden, in zwei Abtheilungen zu zerlegen und somit Ihre Aufmerksamkeit für unsren Glarean zweimal zu beanspruchen. Dennoch darf ich die geistigen Produkte seines Talentes und Fleisses, die Schriften und Werke, nicht unbeachtet bei Seite liegen lassen. Ich muss sie berühren, aber eben

nur berühren oder anrühren und will es auf solche Weise zu thun suchen, dass theils Sie mir nicht das schreckende Wort entgegenhalten: Grau, theurer Freund, ist alle Theorie, theils ich Ihnen des Spruches schönere Hälfte zur Erfüllung bringe: Grün ist des Lebens goldener Baum! Gehen wir also daran, diesen Baum, den Lebensbaum Glareans, aufzustellen und lassen Sie mich noch zur Einleitung sagen, woher ich Wurzel und Stamm, die grünenden Zweige und Blätter genommen, um diesen Lebensbaum herzurichten. Den Stoff, mit andern Worten zu reden, zum gegenwärtigen Lebensbilde Glareans habe ich aus nachstehenden Quellen gesammelt.

Die *authentischen*: Glareans Werke, besonders seine *Helvetiae descriptio*, Briefwechsel mit Ulrich Zwingli, Oswald Mykonius, Desiderius Erasmus, Aegidius Tschudi und einige andere mehr sporadisch gehaltene Correspondenzen.

Die *abgeleiteten*, und zwar die einheimischen: Chroniken von J. Heinrich Tschudi 1714, von Pfr. Christoph Trümpi 1774, sodann »Zwingli« von Schuler, »Geschichte des Landes Glarus« von demselben, »der Kanton Glarus« von Heer und Blumer, Zürch. Neujahrsblätter von 1855 über die musikalische Bedeutung Glareans. »Die Sage von der Befreiung der Waldstätte, nach ihrer allmälichen Ausbildung untersucht« von Dr. Wilhelm Fischer, Bibliothekar in Basel.

Die auswärtigen: vor allem aus »Heinrich Loriti Glareanus, gekrönter Dichter, Philolog und Mathemetiker aus dem 16. Jahrhundert. Biographische Mittheilung zur jährlichen Gedächtnissfeier an der Albert-Ludwigs-Hochschule zu Freiburg im Breisgau 1837«, von Dr. Heinrich Schreiber, Professor daselbst. Ferner: »Aufzeichnungen des schweiz. Reformators Heinrich Bullinger über sein Studium zu Emmerich und Köln 1516 – 1522 und dessen Briefwechsel mit Freunden in Köln« u. s. w. von Carl Kraft, Pastor zu Elberfeld 1870, eine Schrift die über Arten und Anstalten der Studien in Glareans Zeit werthvolle Mittheilungen bietet. Ausser allen den genannten noch verschiedene Schriften untergeordneter Bedeutung.

Unser Landsmann wurde geboren im Juni 1488 zu Mollis auf jenem Hofgut oder Wiesenplatz, auch genannt Steinacker, bei den

zwei Linden, wo die Gemeindsversammlungen gehalten wurden. Sein eigentlicher Name war Heinrich Loriti oder Loreti. Im Verzeichniss der schweizer. Studirenden zu Köln von den Jahren 1502 bis 1521, in der matricula quarta universitatis Studii Coloniensis, ist er eingetragen als Henricus Lœrete de Glaris. Nach damaliger Sitte der Gelehrten, den eigenen Namen zu latinisiren oder zu gräcisen, that es auch Heinrich Loriti und nannte sich Glareanus. Man ist nicht ganz einig, woher der Name Glarean genommen sei. Glarean selbst will ihn von seinem Elternhaus am Steinacker abgeleitet wissen; denn Steinacker kann lateinisch allerdings mit glarea, welches Kies, Kiessand, Kiesplatz bedeutet, übersetzt werden. Im gleichen Sinne deuten den Namen die Glarner Chroniken, welche offenbar der Erklärung Glareans folgen, und ferner Schulthess und Schuler in den Werken Zwinglis, indess Hottinger in seiner „Geschichte der Eidgenossen während der Zeiten der Kirchentrennung“ es unentschieden lässt, ob das Wort von glarea oder von Glarus komme. Dagegen will Schreiber nachweisen, dass der Name Glareanus nur vom Landesnamen Glarus herstamme und Glarean ihn gewählt habe, um sich in der Welt schneller bekannt zu machen, da der Landesname weiter herum verstanden wurde als die glarea oder das Elternhaus am Steinacker, und dazu führt Schreiber Stellen an, in denen allerdings Glareana Glarus und Glareanus einen Glarner bezeichnet. Immerhin ist die Wortbildung Glareanus aus Glarus mit dem unförmlich eingeschobenen e auffallend, was sich ein so guter Lateiner, wie Glarean ist, nicht so leicht erlaubt hat, und eigenthümlich ist es ferner, dass sich Glarean vom Jahr 1540 an auf seinen Werken patricius glaronensis schreibt, wie denn die lateinischen Namen für Glarus und Glarner allgemein und gut latein Glarona und Glaronensis sind. Die Sache lässt sich etwa so denken. Heinrich Loreti nannte sich, als er in die gelehrtte Welt eintrat, Glareanus von Glarea, also Heinrich von Steinacker, was, wollen wir es mit einem einzigen Wort verdeutschen, Steinhäusler hiesse oder Kiesling, ein Geschlechtsname, der in der Schweiz und in Süddeutschland nicht selten vorkommt. Es ist allerdings eine besondere Bezeichnung. Aber es darf uns nicht wundern, wenn wir wissen, dass in Glareans Wesen überhaupt der Zug lag, in allen Dingen gern etwas besonderes zu sein und etwas besonderes vor-

zustellen. Hernach wurde der Name Glareanus, der ja schon von selbst an den Landesnamen Glarus anklingt, auch für diesen gebraucht und bedeutete dann einen Glarner. Vor Heinrich Loriti aber sind die Namen Glareana und Glareanus nicht nachweisbar. Fassen wir ihn nun so oder so, als Hausnamen oder Landesnamen, als Heinrich vom Steinacker oder als Heinrich aus Glarus, der Name Glareanus soll uns auch in unserer Abhandlung verbleiben und wir führen unsern Landsmann fortwährend unter diesem Namen an.

Die Familie Glareans sei bessern Standes gewesen, seine Eltern hätten für wohlhabend gegolten, was man vornämliech daraus geschlossen hat, dass Glarean sich selbst einen Patrizier nennt und auch von andern in ihren Schriften so genannt wird. Er hatte Brüder und Schwestern und musste mit ihnen die Arbeit des Tages theilen. Das Geschäft, das ihm hauptsächlich zufiel, war der Dienst, auf den Bergen die Heerde zu hüten, Ein liebliches Amt, das zu der sinnigen Natur des Knaben trefflich passte. Glarean hat sich bei manchem Anlass jener harmlosen Stunden im Hirtenleben erinnert und besingt es sogar in Versen, wie wundersam es ihn oft bei der Heerde ergriffen, als hätten Apoll und die Musen ihn, den kaum zwölfjährigen Knaben — nondum bissenus fluxerat annus — in ihre Gewalt genommen. Dort unter der Berge Haupt, an der Alpen Grat, im Schooss der freien Natur, da ist ihm sein dichterisches Gemüth aufgegangen wie eine üppige Knospe. An den sonnigen Strahlen, bei der blökenden Heerde, da ist, sagt er selber, der Hirt, der pastor, fast unwillkürlich zum Dichter, zum poeta geworden. Wen sollte dieses Bild nicht an einen David gemahnen, wer nicht vom weidenden Hirtenknaben zu Mollis hinüberblicken zu demjenigen auf Bethlehems Fluren und wer nicht zwischen beiden in dichterischer, musicalischer und überhaupt idealer Richtung eine innere Verwandtschaft erkennen? Wird uns nicht gerade von diesen Bergpfaden des idyllischen Hirtenlebens her aus allen Völkern und Zeiten erzählt, dass die heilige Natur in ihrem geheimnissvollen Geflüster mit einer dichterisch angehauchten Seele eine ganz andere Sprache redet! Mögen alltägliche Menschen in ihrem prosaischen Schritt über Land und Boden immer nur das sehen oder merken, was ihren nüchternen Sinnen am Wege der greifbaren Realität liegt, ganz anders verhält es sich mit einer ideal

angelegten Natur, ihr wird jeder Stein zu einer Inschrift, jede Blume zu einem Idyll, jeder Laut vom Vogel in der Luft oder von der Heerde im duftenden Grase zu einem Fittigschlag, um ein Lied anzuheben, überall athmet eine solche Natur in der Inspiration einer wunderbar durchgeisteten Schöpfung. Dass Glarean zu diesen NATUREN gehörte, ist uns gewiss und thut er uns auch in seinen früheren und späteren Dichterworten wie in seinem ganzen Geistes-zuge dar. Doch wollen wir, wie auch Schreiber richtig bemerkte, damit nicht sagen, dass er die Höhe des eigentlichen Genius erreiche und als genialer Geist seine Gaben mit vollendeter Meisterschaft ausschütte.

Die besondern Anlagen, die der Knabe verrieth, mussten sich den Eltern bemerklich machen. Sie fingen an jenen Zug zu verstehen, der ihn von der Heerde hinweg zu höhern Dingen trieb und liessen es zu, dass Heinrich eine andere Laufbahn gelehrter Art betrat. Aber sie thaten es, wie aus Glareans späteren Aeusserrungen in verschiedenen Briefen hervorgeht, in der Hoffnung, der Knabe werde seine guten Anlagen ausbilden, um sich dem geistlichen Stande zu widmen, und werde dann einmal die Pfarrstelle seiner Heimathsgemeinde Mollis bekleiden. Was nun der Knabe an Bildung daheim zu Mollis bekommen konnte, war nach dem Standpunkt der damaligen Zeit natürlich nicht bedeutend. Man musste den Blick weiter richten und den Knaben über die heimathliche Grenze hinausführen. Da kam er von Mollis zuerst nach Bern und zwar in die Schule des Michael Rubellus, der gebürtig von Rottweil war und den Ruf eines vortrefflichen Lehrers genoss. Diese Schule war für unsern Heinrich der rechte Platz und Rubellus in der That der erlesene Mann dazu, den Knaben nach dessen innersten Bedürfnissen zu erfassen. Hier wurde der Knabe in die klassischen Studien eingeführt und lernte zunächst Latein, lernte es so vorzüglich, dass er sich jenen wahrhaft klassischen Styl anzueignen vermochte, den Glarean in allen seinen Werken bis ans Ende geschrieben hat. Hier, unter Rubellus bei den Werken der Alten, die ihn mit dem hohen Sinn in der schönen Form anhauchten, hier wurde ihm die poetische Ader, mit der ihn, wie er sagt, die Musen beschenkt, erst recht wach geschlagen, und hier das musikalische Ohr, das dem Knaben nicht minder eigen war, für die Tonkunst

feiner geschärft. Das alles hat Glarean in unauslöschlicher Erinnerung bewahrt und in inniger Dankbarkeit ausgesprochen. Sein Lehrer war ihm lieb geworden bis ins tiefste Herz. Du, ruft er in einem lateinischen Gedicht begeistert aus,

Du, theurer Rubellus, Du warst es allein, durch den meine Muse verjüngt
ward,

Du nur hast meiner helvetischen Leier gebracht den frühesten Ruhm!

Was meine Lieder von bleibendem Preise auch haben,

Das, o theurer Rubellus, verdanken sie alles nur Dir!

Unus eras per quem quondam mea Musa renata est,

Unus et helveticæ gloria prima lyræ.

Quidquid habent igitur solidæ mea carmina laudis,

Hoc totum debent, care Rubelle, tibi.

Die Schule des Rubellus wurde unserm Glarean noch in anderer Beziehung eine Pflanzschule edler Blüthen. Sie führte Jünglinge im Bunde gleichen glühenden Strebens zusammen und hier war es, wo Glarean mit Schulkameraden jene warme Freundschaft schloss, an der er sich so oft noch in den späteren Jahren, unter den Mühseligkeiten des Berufes, in den Feindseligkeiten der Zeit, auf's neue zu erquicken und zu ermuthigen vermochte. Ja es ist uns hier ein sprechendes Beispiel davon gegeben, wie eine gemeinsame Schule hehren freien Sinnes nicht nur die Geister erhellen, sondern auch die Herzen verknüpfen kann, so dass diese Herzen, wie sie in der Schule zusammenhalten, sich später auf dem Wege des Lebens zu einmütigen Bestrebungen wieder zusammenfinden. Was für eine herzliche Freundschaft hat Glarean in der Schule des Rubellus mit dem luzerner Freunde Oswald Mykonius geschlossen, mit dieser biedern Seele, die unserm Glarean so viele treue Worte und so viele treffliche Rathschläge zu allen Zeiten ertheilt hat!

So war Glarean durch Bande des Geistes und Herzens, durch Wissenschaft und Freundschaft an die Schule des Rubellus gefesselt, wurde aber doch am meisten durch die innere Gewalt des geliebten Lehrers festgehalten. Es ist daher sehr begreiflich, dass der Schüler, als der Lehrer im Jahr 1505 von Bern nach seiner Vaterstadt Rottweil übersiedelte, sogleich entschlossen war, mitzuziehen und den kostbaren Unterricht noch länger zu geniessen. Wir sehen ihn denn auch noch zwei Jahre in der Rottweiler Schule verbleiben, wo er, wie aus mancherlei Andeutungen zu entnehmen ist, wieder zu

den vorzüglichsten Schülern gerechnet wurde. Er stand, was er uns in seinem musikalischen Werke Dodekachordon erzählt, in Gesang und Gesangslehre voran und bekam einmal Streit mit einem Cantor über den Vortrag der Antiphonien oder Wechselgesänge, ging aber daraus als Sieger hervor und hatte die Genugthuung, dass der Gesang von nun an meistentheils nach seiner Verbesserung sowohl vom Kirchenchor als von der Schülerklasse des Rubellus geübt wurde.

Auch zu Rottweil wurde jenes traute Verhältniss, das die Jünglinge in der berner Schule unter einander geschlossen, weiter gepflegt und durch einen vaterländischen Zug sehr erhöht. Vor allen andern war es wieder Glarean, der eine hochfreudige Liebe zu seinem Vaterlande im Herzen trug. Die Schönheit wie die Freiheit seiner Heimath ging ihm über alles und so sammelten sich in seiner Dichterseele jetzt schon für das durch Natur und Geschichte verherrlichte Vaterland jene Bewunderung und Begeisterung an, die zehn Jahre später in seiner Helvetiae descriptio mit dem Panegyricum einen ganz entsprechenden Ausdruck erhalten hat. Die Heldenthaten aus den gewaltigen Freiheitskämpfen, von der Stiftung der Eidgenossenschaft an bis zu den Burgunderkriegen hin, lebten damals, zu Glareans Zeit, eben noch ausserordentlich frisch im Gedächtniss und im Gefühl des Volkes, was Wunder, wenn an der Flamme dieser erhabenen Erinnerung junge Schweizerherzen immer neu erglühten und zumal eine ideal beflügelte Natur hoffnungsvoll weissagte, Helvetiens Freiheit müsse und werde noch einmal über die Grenze hinüber zu ihren deutschen Nachbarn hinschreiten. In dieses schöne Bild träumten sie sich ein, die patriotischen Schweizerjünglinge zu Rottweil, und Glarean ruft in lateinischen Versen mit schwünghafter Diction die glücklichen Tage herbei, in denen auch das rechte Rheinufer das kostbare Kleinod der Freiheit mit der Schweiz einst theilen möchte.

Von Rottweil begab sich Glarean, um sich in den Studien fortzubilden, nach Köln. Wir finden ihn in der dortigen Universitätsmatrikel eingetragen als Heinrich Lörele von Glaris unter dem Datum »am 7. Juni 1507.« Hier müssen wir einen Augenblick innehalten, um einen höchst zweifelhaften Fragepunkt genauer zu erörtern. Ist es wahr, dass Glarean, wie gewöhnlich angenommen worden

ist, mit Zwingli und Vadian an der Universität Wien studirt hat? Gehen wir im chronologischen Schritt dem Wege nach, den Glarean gemacht hat. Von Mollis ist er nach Bern, von Bern nach Rottweil gekommen und hat hier, wie er selber sagt, ein Biennium, also zwei Jahre zugebracht, ging von hier im Frühling 1507 nach Köln, ist daselbst theils als Studirender, theils als Lehrer 7 Jahre, bis 1514 verblieben und sodann nach Basel übergesiedelt. Das ist der Lehr- und Studiengang, in welchem die Stadien knapp an einander geschlossen sind. Wo, zwischen welchen Jahren und Tagen, bleibt uns nun ein Spatium, eine Lücke offen, in die wir einen Aufenthalt Glareans an einer andern Universität, sei es zu Wien oder anderswo, einschieben könnten? Geradezu nirgends, an keiner Stelle, zu keiner Stunde, und wir sehen uns gedrungen, dem Biographen Glareans, Heinrich Schreiber, im vollen Sinne Recht zu geben, es beruhe die Behauptung auf Irrthum, Glarean habe mit Zwingli und Vadian zu Wien studirt. Diese Angabe findet sich bei Joh. Melch. Schuler in seiner Geschichte der Bildung Zwinglis zum Reformator des Vaterlandes und in seiner Geschichte des Landes Glarus, und Schuler fügt ausdrücklich bei, Zwingli habe dort zu Wien mit diesen zwei Wiederbringern der Wissenschaften in der Schweiz, mit Vadian und Glarean, traute innige Freundschaft geschlossen, welche gemeinschaftliches Frohleben der Jugend begeisterte. Von Schuler wird auch noch ein Arbogast Straub, soll heissen Strub, genannt, ein hoffnungsvoller Jüngling aus Glarus, der mit allen dreien seine Studien zu Wien gemacht habe, aber früh gestorben sei. Woher hat nun Schuler, dem es andere nachgeschrieben haben, diese Angaben genommen, und woher auch die andere Notiz, Glarean habe einmal an der von Zwingli gegründeten Lateinschule zu Glarus Sprachunterricht ertheilt? Aus den eigenen Papieren Glareans gewiss nicht. Denn auf beide Verhältnisse, auf ein Studium zu Wien und auf eine Lehrthätigkeit zu Glarus, geht in allen Schriften Glareans, in seinen Briefen, Gedichten, Commentaren und Beschreibungen auch nicht ein einziger Zug.

Zuversichtlich hätte Glarean irgend einmal und irgendwo, besonders in seinem Briefwechsel mit Zwingli, auf jene Tage hingewiesen, wenn sie je mit einander auf der Bahn gemeinsamer Studien gewandelt, oder wenn er, sei es neben Zwingli oder an Zwinglis

Statt, an der Schule zu Glarus gearbeitet hätte. Denn es ist durch und durch die Manier Glareans, solche Züge seines Lebens hervorzuheben, wie er denn in seinen Schriften bald da, bald dort, oft mehrmals die nämlichen Dinge erzählt, wenn er irgend etwas dieser Art mit einiger Bedeutung oder Auszeichnung gethan hat. Wollen wir uns vom Faden der Geschichtschreibung leiten lassen, so kommen wir zu der Ansicht, Schuler habe beide Erzählungen aus der Chronik Joh. Heinrich Tschudis in seine Geschichten herübergenommen. In dieser Chronik heisst es von Glarean: seine Studia habe er zu Wien fortgesetzt und daselbst zu Mit-Lehrjüngern gehabt Zwinglium, Vadianum, Johann Fabri, Eckium, und andere, die sich nach der Zeit wohl hervorzuthun gewusst. Zu Glarus hat Glarean, sagt Tschudi, neben Zwinglio, verschiedene Landleute in Sprachen unterwiesen. Aus welcher Quelle hat nun Tschudi geschöpft? Ohne Zweifel er oder ein anderer aus derjenigen der Tradition, die Tradition aber konnte sich leicht bilden und zwar aus dem Missverständniss einer Correspondenz zwischen Glarean und Zwingli. Unter Glareans Zöglingen hatten sich einige in Gelüsten der Freiheit mehr erlaubt als sich geziemte, und hatten sich, als Glarean sie desshalb zur Rechenschaft stellte, auf Zwingli und Vadian berufen, die es auch so gemacht und solche Dinge den studirenden Jünglingen erlaubt hätten. Darüber gerieth Glarean mit Zwingli in eine Erörterung und sie wechselten Briefe, worin von der Freiheit und vom freien Leben der Studien verhandelt wurde. Wie nahe lag der Gedanke, sie hätten solche Tage selber mit einander verlebt, und wie bald kam eine Feder dazu, jenes gemeinschaftliche Frohleben der Jugend zu schildern, in welchem Schuler beide, Glarean und Zwingli, zu Wien vereint sieht. Auf ähnliche Weise konnte die Meinung entstehen, Glarean sei einmal Lehrer der Lateinschule zu Glarus gewesen. Wie viele Anklänge finden sich in seinen Briefen über diese Schule, wenn die Zöglinge aus derselben zu ihm übergingen und er darüber an Zwingli schrieb, und wie leicht konnte ein Leser solcher Stellen, ohne den Worten Gewalt anzuthun, auf die Vermuthung gebracht sein, Glarean habe in mehr als vertrauter Bekanntschaft mit dieser Schule gestanden und sei geradezu ein Mitarbeiter derselben gewesen. Allein für beide Thatsachen, für die Studien an der wiener Universität und für die philologische Lehr-

stelle zu Glarus, fehlen bei genauerer Untersuchung alle haltbaren Beweise und wir werden daher kaum irre gehen, wenn wir mit Glarean den Weg nicht nach Wien, sondern von Rottweil sofort nach Köln machen.

Warum hat sich Glarean zur Universität Köln gewendet? Die Gründe lassen sich auf offener Hand nachweisen und wir werden zudem sehen, dass der siebenjährige Aufenthalt Glareans zu Köln ihm nach innen und aussen die Richtung seines Lebens, zu der er schon in der Schule des Rubellus so manchen tiefen Zug gefasst hatte, zum eigentlichen Berufe gemacht hat. Lassen wir aber, um dies in etwas tieferer Forschung darzuthun, unsere Blicke nicht in dem engen Kreis bloss um Glarean allein, sondern in dem weitern Umfang über seine ganze Zeit herumgehen, damit wir es helle beschauen, wie Glarean in seine Zeit und ihre Kämpfe hineintritt und was er aus denselben mit sich nimmt, eine Erbschaft, die bei ihm an den rechten Mann kommt und ihn bereichert wie ein goldener Schatz abgelegt in ein silbernes Gefäss, die ihn aber auch in ihre Gewalt bringt und in ihrem Zuge hält, was ja jedem Menschen als Kind seiner Zeit in gewisser Art begegnet.

Die Zeit, in welche die Studien Glareans fallen, ist eine Zeit von ausserordentlicher Bedeutung. Diejenige Wissenschaft, ob deren Problemen sich der denkende Geist nutzlos müde gerungen hatte, war reif geworden, dem Gericht der Welt anheimzufallen und darin unterzugehen. Das war die Scholastik, als kirchliche Wissenschaft die scholastische Theologie. Die Methode, nach welcher nun immer auf den hohen Schulen studirt worden war, wurde mehr und mehr zum unerträglichen Zwang und musste mit ihren klemmenden Fesseln gesprengt werden. Das ganze Mittelalter hindurch waren es nur religiöse, oder besser gesagt, nur theologische Lehrfragen gewesen, welche, meist ohne tiefen Gehalt, aber voll spitzfindigen Wesens, dem menschlichen Geiste das Gebiet bezeichneten, auf dem er sich zu ergehen habe, von einem Punkt zum andern, innerhalb der gezogenen Linien, der skizzirten Figuren, das waren die logischen Formen einer sogenannten aristotelischen Dialektik, und der Gebieter, der hier Befehl ertheilte, war der Buchstabe, nicht etwa der Buchstabe der heiligen Schrift, sondern einer der heiligen Schrift widerstreitenden Kirchenlehre. Neben dieser Scholastik lag ein ungeheures

Reich, das dem menschlichen Geist einen unermesslichen Stoff zu denkender Thätigkeit zu bieten vermochte, einen Stoff nicht als blosses Gedankenbild in träumerischer Region, ohne irgend eine Beziehung zum praktischen Leben, sondern einen Stoff zur sichtbaren Demonstration der Ideen, zur realen Verwerthung in allseitig dienen-den Interessen der Menschheit. Das war die Natur. Aber dieses Reich der Natur war unbeachtet und unbetastet liegen geblieben. Ebenso wenig hatte man einen forschenden Blick der Geschichte zugewendet, noch weniger der ausländischen oder profanen Literatur und überhaupt der freien Bildung mit ihrer durch die Tiefen des Gemüthes und Verstandes ziehenden Macht. Da fiel der zündende Funke. Der Engländer Roger Baco (Bacon) im 14ten Jahrhundert, dem langen Traum der scholastischen Welt entflohen, liess sich von den Arabern den Weg weisen und setzte neben die Wunder der Heiligen die Wunder der Natur, neben inhaltsleere Spekulation die erstaunlichen Thatsachen der Schöpfung. Von einer andern Seite kamen die vor den Türken geflüchteten Griechen und brachten die herrlichen Schätze des hellenischen Alterthums. Italien nahm die Schätze mit einem Herzen voll dankbarer Bewunderung auf und legte zu den griechischen die eigenen, die Geisteswerke des alten Rom. Voran gingen Dante, Petrarca, Boccaccio, am italienischen Himmel ein Dreigestirn, von dem es schien, es wolle die mächtigen Strahlen der alten und neuen Lichtwelt in sich concentriren, um diese Strahlen von sich aus wie von einem einheitlichen Brennpunkt aus über die Völker der Gegenwart zu vertheilen und so die Nebelschichten hundertjähriger Unwissenheit und Irrgläubigkeit von der Menschheit für immer zu verscheuchen. Es dämmerte über Thälern und Bergen in einem wunderbaren Morgenschein. Der Geist war zu sich selbst gekommen und erkannte, was er aus sich selbst zu schöpfen und zu schaffen vermöge, ohne in die Folterbande einer blindzwingenden Autorität eingespannt zu sein. Das fiel nirgends so augenscheinlich in die Sinne als bei den klassischen Werken der Alten, die mit ihrem Tiefsinn und Zauberstyl zur Welt gekommen waren, ohne einen Lebensversicherungsschein von der allmächtig gebietenden Kirche und Curie empfangen zu haben. Eine feurige Begeisterung ergriff die italienische und deutsche Jugend. Das ist, rief man, das menschlich Wahre und menschlich Schöne, das ächt

Humane. Die Bildung in und nach diesem ächt Humanen hiess nun Humanismus und sofort schied man sich in Humanisten oder Poetisten und in Theologisten oder Scholastiker, von denen die erstern auf ungehemmten Bahnen in die »schönen Wissenschaften« eintraten, die andern als Dunkelmänner oder Obscuranten in der Beschränktheit alten Sinnes und Systems hingen und befangen blieben.

Mit einem innern Zug trug es unsren Glarean zu den Humanisten hin. Er konnte nicht anders, es war ein Drang aus den verborgenen Tiefen heraus. Wir könnten es auch nicht begreifen, wenn eine so poetisch angelegte Natur, ein so reiches Gemüth und ein so hochdenkender Geist, wie sie Glarean unverkennbar eigen waren, die Richtung nicht hieher genommen hätte, zu den erschlossenen Hallen des classischen Alterthums, sondern auf die entgegengesetzte Seite hin zu jenen lichtscheuen, Wissenschaft und Bildung verketzenden Obscuranten. Ferner wissen wir nun, was das für ein Streit ist, der sich auch in alle Lebensbewegungen Glareans eindrängt, der Streit zwischen Humanisten und Theologisten oder Sophisten, wie er selbst sie nennt, und endlich können wir uns erklären, warum sich Glarean nie zum Studium und Stand der Theologie, wozu er mehrmals den Anlauf genommen, von Herzen entschliessen konnte und wie er dadurch mit den Wünschen seiner Eltern, so weh es ihm that, in Widerspruch gerieth.

Der Streit zwischen Humanismus und Scholastik war nun entbrannt und stieg vieler Orten zur Flamme auf. So geschah es vorzüglich auch dort unten am Rheine, in der Stiftsschule zu Emmerich und an der Universität zu Köln, Welch' letzteres mehrmals der hauptsächliche Schauplatz des gewaltigen Kampfes ward, zumal in jenen Tagen, da mit der ausgeworfenen Fackel Luthers das noch heftigere, aber auch heiligere Feuer drein fuhr. Nach Emmerich und besonders nach Köln zog mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts die wissensdurstige Jugend aus allen Landen, aus Westphalen und Holland, aus Deutschland, Schottland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Liefland, und so auch aus Süddeutschland und der Schweiz. Hatte ja Köln in der gelehrten Welt schon seit Jahrhunderen einen grossen Namen geführt und die berühmtesten Proponenten der Scholastik wie Duns Scotus, Albertus Magnus, Thomas von Aquino u. s. w.

zu Lehrern gehabt. Wenn also Glarean nach Köln geht, so folgt er nur dem Ruf der Anstalt und dem Zuge der Zeit.

Begleiten wir ihn nun auf seiner Studienbahn in Köln wo möglich von Schritt zu Schritt, wobei uns das Buch von Krafft, Bullingers Aufzeichnungen, trefflich zu statten kommt, indem es uns ein vielseitiges, aus den Universitätsakten jener Zeit gesammeltes Material vorlegt.

Der damalige Gang des Studiums war folgender. Der Student trat sogleich in die Fakultät der Artisten oder der freien Künste ein. Durch diesen Namen der freien Künste dürfen wir uns freilich nicht täuschen lassen und dieselben nicht etwa mit jenen »schönen Wissenschaften« verwechseln, in die der Humanismus die abendländische Jugend einweihte. Es waren septem disciplinæ, sieben Lehrfächer, desshalb freie Künste geheissen, weil sie ausser und neben der Theologie als freie Wissenschaft gelehrt wurden. Diese sieben freien Künste zerfielen in zwei Abtheilungen, in das Trivium mit drei sprachlichen Fächern, nämlich Grammatik, Dialektik, Rhetorik, und in das Quadrivium mit vier andern höhern Fächern, nämlich Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie. Wir können uns das Verhältniss dieser Schulabtheilungen im Trivium und Quadrivium zu einander etwa denken wie unsere Primar- und Sekundarschulen. Nur waren sie keine Volksschulen, sondern Klosterschulen, wie sie schon Benedikt von Nursia für die Benediktinerklöster eingeführt und später Alcuin unter Karl dem Grossen auch zu Dom- und Kathedralschulen gemacht hat. Das Volk hatte von diesen Schulen geradezu nichts. Die allein geltende Sprache war drin latein, latein wurde geschrieben, latein gesprochen. Daher es oft vorkam, dass Lehrer und Schüler das Lateinische in Wort und Schrift besser zu handhaben verstanden als die eigene Muttersprache. So ging es Jahrhunderte hindurch bis in die Tage Glareans und noch von Glarean selbst lässt sich diess sagen. Er schreibt ein fliessenderes und gewandteres Latein als Deutsch. Ein anderer Uebelstand haftete noch an den Schulen der freien Künste. Der Unterricht wurde auch hier nach der immer gleichen alten ältesten Manier ertheilt und bewegte sich in steifen starren Formen. Der Lehrer kam und diktirte, der Schüler schrieb und lernte, Wort für Wort, Satz für Satz, wie es seit aller Zeit im Gang war. Es blieb

unabänderlich die gleiche Lehrmethode, die gleiche Lehrmeinung, und selbst das gleiche Lehrbuch. Die Schulen der freien Künste entsprachen ihrem Namen gar nicht, schlossen vielmehr ein sehr unfreies Wesen in sich, einen veralteten Formalismus, eine ermüdende Uniformität des Gedankens, und alles endete mit einem zusammengestoppelten Gedächtnisskram. Von einer selbstständigen Beschauung des Gegenstandes oder von einer unbefangenen Beurtheilung des vorschriftmässig dargebotenen Unterrichtsstoffes war bei Lehrern und Schülern keine Rede. Das war strebsamen Jünglingen längst zu einer geistigen Qual geworden, und als nun der Humanismus mit den klassischen Werken der Alten einherzog und den freiwaltenden Gedanken in bezaubernd schöner Form darbot, da begehrte die studierende Jugend in lauten Stimmen, aus den Satzungen der unbeugsamen Schulmechanik loszukommen und die dumpfe Schulstube dem Odem jenes freieren Geistes zu öffnen, der wie ein verjüngender Frühlingshauch aus Hellas und Rom daherkam und ganz im Zuge stand, dürre Blätter und abgestorbene Aeste vom Baum der Erkenntniss fortzutreiben, dafür eine frisch-sprossende Blüthenfülle anzusetzen und so den Baum mitten in den Pflanzgarten der von einer andern Sonne beschienenen Schule einzustellen. Unter diesen Stimmen, die so aus der Jugend redeten, war auch Glarean. Er sagt es uns später selbst und zwar an einem treffenden Orte, nämlich in dem Commentar, den er im Jahr 1556 zur neuen Dialektik seines hochgeschätzten Lehrers Cäsarius herausgab. Dieser ausgezeichnete Humanist beabsichtigte mit seinem neuen Lehrbuch die Dialektik, die also, wie wir gesehen, zum Trivium gehörte, vernünftiger einzurichten und die lernbegierige Jugend von den sophistischen Spitzfindigkeiten, a sophisticis subtilitatibus, sagt Glarean, wegzu bringen, sie dagegen anzuleiten, wie sie über Lehrfragen auf eine geistreichere und besser bildende Weise disputiren könne. Dadurch sollte das Lehrbuch des Petrus Hispanus verdrängt werden. Nach demselben war in der Dialektik bis dahin unterrichtet worden, und in welcher Pedanterie das Schulfach getrieben wurde, lässt sich in auffallender Art gerade an diesem Lehrbuch ersehen. Das Buch führte den Titel *summulae logicales* und enthielt einen förmlichen Disputirapparat, an dem der Schüler in zugeschnittenen Sätzen über die Dinge etwa so logisiren und raisonniren

lernte wie man eine Strähne Garn aufwindet und wieder abwickelt. Und dieses geistlose Machwerk hatte Platz und Gewalt in der Schulstube vom Jahre 1275 bis in die Studienzeit Glareans, also über 200 Jahre lang behauptet, ohne in seiner Autorität geschmälert oder in seiner Formalität abgeändert worden zu sein. So galt es namentlich auch zu Köln, wo der Hocuspocus des mittelalterlichen Schematismus noch im hochgestiefelten Gange durch die Schulen gezogen wurde. Es gereicht in der That unserm Glarean zu nicht geringer Ehre, dass er der neuen Dialektik sein Wort und seine Feder in offener Entschiedenheit geliehen. Er bewies damit ebenso sehr seine rasche Fassung des wissenschaftlichen Fortschrittes als den freien Muth, mit dem er unerschrocken für die Sache einstand, als die verketzenden Stimmen von der obscuranten Seite über seinen Lehrer Cäsarius herfielen. Welch ein Gegensatz übrigens zwischen damals und jetzt! Damals ein und dasselbe Lehrbuch unveränderlich Jahrhunderte lang das klappernde Räderwerk, an dem der Unterricht abgedreht und der Schüler abgequält wird, und jetzt, in unsren Zeiten, eine athemlos laufende Fabrikation von Schulbüchern! Kaum haben Schulbücher und Schulkinder angefangen, einander kennen zu lernen, so werden sie schon wieder aus einander gejagt, um irgendwo andere Bekanntschaften zu machen. Dem Kinde wird nicht Zeit gelassen, sich mit Sinn und Auge in das einmal vorgelegte Lehrmittel zu vertiefen. Es befindet sich wie ein pressirter Geschäftsreisender immer im Schnellzug, und zwei Geschwister, die nur um einige Jahre aus einander stehen, erinnern sich nicht leicht, mit einander in dem nämlichen Schulbuche gelesen oder gerechnet oder gesungen zu haben. Welch eine flüchtige Beweglichkeit in der Kindesseele, und nebenbei auch in der Familien- oder Schulkasse! Wie sind wir in das zu weit, viel zu weit überspannte Gegentheil von Petrus Hispanus gerathen!

Kehren wir wieder zum Studiengang Glareans und seiner Zeit zurück. Ein Jahr lang blieb nun der Student in der Artistenfakultät oder in der Schule der freien Künste. Er machte hier einen vorbereitenden Kurs in der angegebenen Weise, mit blossen Gedächtnissübungen durch und lernte einen gewissen Lehrstoff auswendig, um darüber ein Examen zu bestehen d. h. den gelernten Stoff im Examen herzusagen. Nach diesem ersten Schuljahr hiess

der Student baccalauriandus, das bedeutet, er musste nun das Baccalaureatsexamen machen und dadurch wirklicher Baccalaureus werden. Es ist schon oft gefragt worden, was eigentlich ein Baccalaureus gewesen sei. Aus den Universitätsstudien zu Köln, wie sie uns von Kraft dargelegt werden, lässt es sich erkennen. Das Baccalaureatsexamen ist ungefähr unser jetziges Maturitätsexamen, nur auf niedrigerer Stufe, und der Baccalaureus war derjenige Student, der für fähig erklärt wurde, in das Studium einzutreten. Es war, wie auch das Wort Baccalaureus besagt, die erste Beere, das erste Blatt, das er vom Lorbeer der freien Künste gepflückt hatte. Wann Glarean zu Köln das Baccalaureatsexamen bestanden habe, ist nicht zu sagen. Sein Name ist in keinem Register der kölner Baccalaurianden angegeben, hingegen derjenige Bullingers, der als Henricus bremgart aufgeführt ist und das Baccalaureatsexamen im Herbst 1520 abgelegt hat. Auch deutet Glarean nirgends darauf hin. Wahrscheinlich hielt er diese blosse Vorstufe seines höhern Studiums nicht der Erwähnung werth. Dass aber Glarean Baccalaureus geworden sei, ist nicht zu bezweifeln. Bei der grossen Befähigung und Beeiferung, die ihm zukam, ist kein Grund einzusehen, warum er diese Aufgabe nicht gelöst haben sollte. Zudem hatte er sehr gute Lehrer, die er mit hoher Achtung und inniger Dankbarkeit nennt, nämlich die drei Meister der freien Künste Andreas aus Bardwick in Hannover, Rudger aus Venloo in den Niederlanden und Matthias von Aachen. Er empfiehlt von ihnen damals Unterricht in jener propädeutischen Philosophie, später auch in der Theologie, und genoss überhaupt ihre wohlwollende Fürsorge in besonderer Weise, wie wenn sie seine Eltern gewesen wären, mihi, sagt er, parentum loco fuere. Dass Glarean das Baccalaureatsexamen gemacht habe und zwar ohne Zweifel im Jahre 1508, also ebenfalls ein Jahr nach seinem Eintritt in die Artistenfakultät, bringt noch ein anderer Umstand zur Gewissheit. Er bestand nämlich, wie wir zuverlässig wissen, zwei Jahre darauf, im Jahre 1510, das Magisterexamen, und beobachtete also auch hierin den allgemeinen Gang des Studiums. Denn es war die durchgängige Regel, dass man, nachdem man mit dem Baccalaureatsexamen in das innere Studium der freien Künste eingetreten war, dieses Studium in den zwei folgenden Jahren absolvirte und darin dann das Magisterexamen ab-

legte, um durch dasselbe die Magisterwürde oder den Doktorhut der freien Künste zu erlangen. Da aber das Magisterexamen weiter ging und viel mehr in sich begriff, so wurde ihm ein Tentamen vorausgeschickt, gleichsam eine Probirstunde, in welcher am Schüler herumgetastet wurde, ob er wohl fest und haltbar genug sei, das eigentliche Magisterexamen im vollen Umfange und hinunter bis auf den Grund zu bestehen. Zu diesen Prüfungen, zu Examen und Tentamen, wählte die Fakultät die Examinatoren und Tentatoren und zwar so, dass der Präsident der gesammten Prüfungsbehörde der Dekan war, und aus jeder einzelnen Burse ein Examinator oder Tentator genommen wurde. Hierauf wurde man schriftlich und mündlich geprüft, gewöhnlich in der Clausur und zu Köln in einem Saale, welcher die »rothe Kammer« hiess. Wer nun alle Prüfungen wohl bestanden hatte, erhielt die Licenz der Magisterwürde, also die öffentliche Bewilligung, Rang und Namen eines Magisters der freien Künste zu führen. Unter diesem Rangestitel wurde man dem Vicekanzler der Universität vorgestellt. Am 11. März 1510 hatte Glarean solche Ehre und wurde dem Vicekanzler der Kölner Universität, Adam von Boppard, zugeführt, mit dem rühmlichen Zeugniss, er sei als vollauf fähig und würdig befunden worden, den Grad des Magisters zu empfangen. Aber noch stand man nicht am letzten Ziele. Bevor dieser Magistergrad mit allen seinen Ehrenzeichen dem Kandidaten feierlich zugesprochen wurde, musste letzterer eine öffentliche Vorlesung unter dem Rektor derjenigen Burse halten, welcher er angehörte. Glarean gehörte der Bursa montis oder der montaner Burse an und hielt hier seine Vorlesung noch im gleichen Jahre 1510. Jetzt erst nach bestandenem Magisterexamen und gehaltener Vorlesung, empfing er in allen Zeichen und Ceremonien die laurea doctoralis, jetzt erst war er Magister, aus welchem Namen bekanntlich unser Wort Meister abgeleitet wird, und konnte als vortragender Lehrer oder Lektor auftreten. Auch diess ist Glarean geworden und hat als Lektor in der montaner Burse gearbeitet. Aber damit hatte er noch keineswegs den Boden einer Fakultät betreten. Wer auch das Magisterexamen hinter sich hatte und im vollen Ornat eines Magisters stand, war doch erst an der Schwelle der Fakultäten angekommen und musste sich nun entscheiden, zu welcher der drei Fakultäten, Theologie, Medi-

zin und Jurisprudenz, er sich wenden und welches Studium, das theologische, medizinische, juridische, er zu seinem Fachstudijum machen wolle. Behalten wir dies im Auge, so war das Magister-examen der damaligen Zeit ungefähr das, was wir jetzt unter dem philosophischen Examen verstehen und anderseits haben wir aus der bisherigen Darstellung der ganzen Sache zu entnehmen, dass das reglementarische Verfahren, wie es in Glareans Zeit gegolten, gross-sentheils auch zu uns herübergekommen und der Gang der Studien, wenn auch nicht in seiner innern Entwicklung und geistigen Erweiterung, doch in seiner äussern Bewegung bis heute so ziemlich gleich geblieben ist. Noch in unsren Tagen geht man ja zusammen bis zum Maturitätsexamen, das dem Baccalaureatsexamen paralell erscheint, und von da an ebenfalls in einem Verlauf von zwei Jahren bis zum philosophischen Examen, das dem Magisterexamen gegenübersteht, und erst von hier an scheiden sich jetzt noch die Richtungen der Studirenden je nach ihrem Fachstudijum in bestimmter Weise aus einander.

So kam nun auch für Glarean die Stunde der bedeutungsvollen Frage, welcher Facultät er sich widmen wolle. Er entschied sich für die Theologie, wenigstens einstweilen, wollen wir hinzusetzen, und jedenfalls nicht für die Theologie, wie sie von den Dominicanern zu Köln gelehrt wurde.

Er spricht sich darüber offener zu Zwingli aus, mit dem er jetzt von Köln her in einen Briefwechsel tritt und ein ungemein herzliches Verhältniss fortführt, was bis zum Jahre 1523 dauert. Er hat an Zwingli etwa 30 Briefe gerichtet, die eine innige Liebe und Verehrung für den grossen Mann und väterlichen Freund athmen und es an vielen Stellen ausdrücken, dass Glarean keinen bessern Rathgeber und zuverlässigern Beistand als Zwingli hatte, weshalb er ihm dann auch alle seine Angelegenheiten gross und klein, Leibes und der Seele durch diese 12 oder 13 Jahre des Briefwechsels hindurch anvertraut. Die Zeit und der Raum der gegenwärtigen Arbeit gestatten es natürlich nicht, in den vielfältigen Stoff dieses Briefwechsels, auf den wir indess später noch einmal zurückkommen werden, speziell einzugehen. Doch können wir nicht umhin, gerade aus den drei von Köln an Zwingli abgegangenen Briefen Glareans einige Stellen herauszuheben, weil uns dieselben

von ihm charakteristische Züge angeben, an denen wir ihn nach aussen und innen besser beschauen. Schon im ersten Briefe vom 13. Juli 1510 treffen wir auf zwei Stellen dieser Art, die eine berührt mehr die Richtung des äussern, die andere mehr die Richtung des innern Lebens. In der erstern schreibt er, er befindet sich zu Köln in Bezug auf die Studien ganz gut, aber nicht in Rücksicht auf die dortige Lebensart. Sein Magen vertrage die kölner Speisen nicht. Wein und gutes Wasser, potus Bacchi et nympharum, fehle zu Köln. Es sei ein fortwährendes Biertrinken, potus Cereris continuus. Er fühle sich angegriffen und werde zur Erholung eine Tour nach Aachen machen. In seine Heimath ziehe es ihn jetzt nicht, um gewisse Hoffnungen zu erfüllen. Man möge ihm das nicht verübeln und Zwingli solle doch seinen Vater darüber beruhigen. Denn um in den Pfarrdienst einzutreten, dazu habe er noch nicht das Alter, d. h., will er sagen, die zum Pfarrdienst erforderlichen Jahre der Vorbereitung und Befähigung, und Glarean durfte dies sagen, ohne sich damit seinen Eltern gegenüber hinter einen blossen Vorwand zu verstecken. Er war freilich schon 22 Jahre alt, aber hatte ja erst jetzt 1510, wie wir gesehen, nach abgethanem Magisterexamen die Theologie als sein Fachstudium angefangen. Insbesondere, fügt er bei, gelüste es ihn gar nicht nach der Pfarrstelle in seiner Heimathsgemeinde Mollis. Er möchte dort nicht alljährlich, annuatim, wie der Geishirt, caprarum custos, in die Wahl fallen. Wenn aber Zwingli ihm sonstwo eine ständige Stelle verschaffen könnte, so möchte er sich bestmöglich für ihn verwenden. Er gienge sehr gerne nach Basel, wo ihm die gesündere Lebensart und das bessere Wasser zuträglicher wäre. Aber er gienge, hebt er hervor, und dies ist die zweite Stelle, die uns auf seinen wissenschaftlichen und überhaupt geistigen Standpunkt führt, nur unter der Bedingung, dass er philosophischen Unterricht ertheilen könnte, und zwar müsste ihm gestattet werden, diesen Unterricht nach der Lehrweise des Scotus vorzutragen. Diese Lehrweise, doctrina, sei viel klarer und wahrer, luculentior et verior, weit mehr geeignet den wissenschaftlichen Begriff, den terminus, zu untersuchen und zu bestimmen, als jene blos eingebildeten Behauptungen und albernen Geschwätz, jene *figmenta et nugacula*, wie sie in der gewöhnlichen Schulweisheit, der Gegner an der

Tagesordnung waren. Diese Aeusserung Glareans ist sehr bedeutsam. Wir wollen sie etwas genauer ansehen und daran nachweisen, was für eine Stellung Glarean zu den beiden hauptsächlichen Doctrinen eingenommen hat, die schon seit Jahrhunderten und noch gewaltig zu seiner Zeit die gelehrten Schulen nach jeder Seite hin beherrscht haben. Was war die scotische Doctrin oder die Lehrweise des englischen Franziskaners Johannes Duns Scotus und wie ist sie entstanden? Der italienische Dominikaner Thomas von Aquino hatte in der Mitte des 13. Jahrhunderts unternommen, die scholastische Theologie zu einem grossartigen Lehrgebäude aufzurichten. Dasselbe zerfiel in die drei Hauptartikel von Gott, vom Menschen und vom Gottmenschen. Dabei aber wurde die ganze Kirchenlehre mit ihren unzähligen Lehrsätzen untergebracht, so ungleich und unvereinbar solche auch scheinen mochten. Ein Lehrsatz wurde auf den andern gegründet, Begriff aus Begriff abgeleitet, Punkt an Punkt, Wort an Wort angekettet. Die Kirchenlehre war zu einem mit der schärfsten Consequenz zusammengeschlossenen System geworden. Dieses System hiess darum die Summa und die Dominikaner nannten sich von da an die Summisten. Es sah aus wie ein glänzend ausgestattetes Zeughaus, man musste nur die Hände hineinstrecken, so hatte man die blankesten Waffen, um jeden Gegner aus dem Felde zu schlagen. Das haben sich die Dominikaner gehörig zu Nutzen gemacht. Sie handthierten wie eine gut commandirte Phalanx in diesem Zeughaus herum und der hl. Thomas mit seiner Summa ist nicht wenig daran schuld, dass die Dominikaner die Kezerrichter des Mittelalters und die Schildträger des Papstes geworden sind. Aber je mächtiger die Autorität der Dominikaner in Kirchenregiment und Schulunterricht wurde, desto mehr verloren die Franziskaner von der Herrschaft der Welt und Zeit. Das konnten sie nicht ertragen. Sie richteten die Blicke in ihrem Orden nach allen Seiten, ob nicht unter ihren Leuten ein Scholastiker zu finden sei, der dem Thomas der Dominikaner mit einem ebenbürtigen Range gegenüberzustehen vermöge. Der Mann stellte sich. Das war der Franziskaner Johannes Duns Scotus aus Northumberland. Er wurde 1304 nach Paris berufen, kämpfte hier die Dominikaner siegreich nieder und folgte 1307 einem andern Rufe nach Köln. Scotus vertritt die freiere

Denkweise und ist überall der Gegner der Summa. Der Buchstabe der Kirchenlehre, sagt er, lasse sich nicht durchführen, und die Vernünftigkeit der Kirchenlehre lasse sich nicht in allen Punkten darlegen. Der Mensch trage in seiner Natur ein grösseres Theil von angebornem Adel als die augustinisch getränkte Kirchenlehre und als deren Copie, die thomistische Summa, behauptete, und der Geist habe das Recht, seine Gedanken und seinen Glauben selbstständiger zu bestimmen. Die Ansichten des Scotus schlugten auf den Universitäten schnell durch; aber der darob aufgeregte Sturm warf seine Wogen noch lange an die Ufer der Kirche und der Schulen hin und der erbitterte Kampf zog sich heftig genug bis in die Tage Glareans herein. Er selbst freilich, Glarean, ist über einen Kampf hinaus, er ist mit sich selbst im Reinen, er legt, wie wir gehört haben, sein wissenschaftliches Lehrbekenntniss unverhohlen ab, er gehöre zur scotischen Schule und er knüpft sogar seine künftige Anstellung, so sehr er eine solche wünscht, doch ganz bestimmt an die Bedingung, es müsse ihm eingeräumt sein, nach der doctrina Scoti zu unterrichten. Das ist ein entschiedenes Bewusstsein in unzweideutigem Wort. Damit soll allerdings nicht gesagt sein, Glarean habe nun auch mit der Kirchenlehre und allen ihren Glaubenssätzen gebrochen und schicke sich an, dieses Gebiet skeptisch zu durchstreifen oder feindselig zu bestreiten, ein Standpunkt, den Glarean nie, weder jetzt in Köln noch später irgendwo zu Basel, Paris oder Freiburg vollständig eingenommen hat. Aber Eines ist uns mit seiner offenen Erklärung zur doctrina Scoti erwiesen, dass ihm nämlich jener freie Zug des Geistes angehört, der sich von keiner einseitigen oder engherzigen Autorität gefangen nehmen lässt, fertige eine solche Autorität ihre Vorschriften und Satzungen im Namen der heiligen oder unheiligen Wissenschaft aus. Glarean hat diesen Zug immer behalten, er hat ihn in der Beschauung und Behandlung wissenschaftlicher Werke bewährt, auf hervortretende Weise bei seiner Bearbeitung der Classiker, besonders des römischen Geschichtsschreibers Livius, und darüber hat Niebuhr in der Vorrede zu seiner römischen Geschichte unserm Glarean ein bleibendes Ehrenwort niedergelegt. Es sei, bemerkte Niebuhr, in jenen fröhern Zeiten von einer unabhängigen Forschung nichts wahrzunehmen, der überlieferte Buchstabe habe die Geister durch Generationen hin-

durch im Banne gehalten, vor der geltenden Tradition habe man sich unbedingt gebeugt und nur selten habe ein freigeborner Geist diese Schranken durchbrochen, wie es Glarean gethan habe. Gehen wir noch weiter. In der doctrina Scoti lag nicht nur die Ablösung von angelegten Fesseln, sondern noch etwas anderes und eben auch dies hat Glarean in seine Richtung und Lehrthätigkeit herübergewonnen, das ist ein kritischer Blick und ein überall nachspürender Sinn. Wenn der Dominikaner alles zu einem System zusammenzwang und Begriff an Begriff drängte, sagte der Franziskaner, es gebe gar kein System, löste einen Begriff vom andern ab, beschaut jeden abgelösten Begriff für sich und suchte an ihm das Für und Wider, das Pro und Contra, das Positive und Negative heraus. In diesem Sinne ist Glareans Urtheil zu fassen, die doctrina Scoti sei luculentior et verior, und unstreitig ist es ein Verfahren, dessen sich keiner erwehren kann, der in unbefangener Weise der Wissenschaft und ihrer Wahrheit dienen will. Er darf keinen Satz ungeprüft hinnehmen, muss alles an's Tageslicht hinauslegen und jegliches, das sich am Massstab strenger Untersuchung nicht halten lässt, preisgeben, mag dies seiner eigenen Meinung noch so viel Eintrag thun und ihr daher unerträglich vorkommen. Wie oft haben die Theologen, ihrem System zu lieb, biblischen Ausdrücken und Ausprüchen eine Deutung gegeben, die ganz und gar nicht in denselben lag, und wie oft haben Philosophen, ebenfalls ihrem System zu lieb, Behauptungen aufgestellt, die mit Natur und Leben im Widerspruche standen! Liefert uns hievon nicht die ganze Kirchenlehre in der angegossenen Panzerrüstung der thomistischen Summa den umfangreichsten Beweis, und steht Glarean nicht im Recht, wenn er der Lehrfreiheit der scotischen Prüfungsmethode als der „lichtvollern und richtigern“ den Vorzug gibt? Anderseits wollen wir nun auch die Nachtheile nicht übersehen, die an der doctrina Scoti hafteten und die Glarean ebenfalls mit ihr theilt. Der Franziskaner gerieth in eine förmliche Manie, in allen Dingen die Gegensätze herauszusuchen, die Widersprüche aufzuspüren, Thesen und Antithesen standen einander immer gegenüber, jedes Theorem wurde in ein Problem zersetzt und die Wahrheit zur Wahrscheinlichkeit verdünnt. So schweben bei Scotus und den Scotisten alle Begriffe in einem schwankenden Stand, in

einem zu- und abströmenden Fluss, es kommt nirgends zu einem festen Halt, und nirgends sind wir bei einem Abschluss oder vor einem zusammenstimmenden Ganzen. Das haben ihm die Dominikaner zum bittern Vorwurf gemacht. Die Lehre des Scotus, sagten sie, sei von Anfang bis Ende ein Quodlibet aller möglichen Meinungen, und daher hiessen sie auch den Scotus selbst den Quodlibetarius. Wie, bemerken wir nicht bei Glarean eine gewisse Verwandtschaft? Hat man ihn nicht oft beschuldigt, er leide an einer herumfahrenden Unstätigkeit und halte namentlich in seiner Gefühls- und Glaubensrichtung nicht Stand? Wir sind nun weit entfernt, diese Unzuverlässigkeit blos aus der scotischen Lehrweise abzuleiten, sie lag ohne Zweifel in seinem Naturell und Glarean hat die Anlage dazu in die Schulen und in das Leben mitgebracht, wie wir anderseits gar wohl wissen, dass sich Glarean auch durch starke Einflüsse von aussen in eine unentschiedene Haltung ziehen und in derselben hin- und herziehen liess. Aber begreifen können wir, dass sich seine Gefühls- und Gedankenwelt mit der scotischen Lehrweise ausserordentlich leicht assimilierte und darin stärkende Nahrung fand, und in hohem Grade bedauern müssen wir, dass Glarean in seiner herumsuchenden Unschlüssigkeit nie dazu gekommen ist, eine freudige Wendung zu der mächtigsten Erhebung der Geister zu nehmen, zur Reformation, die als der Auferstehungsruf des Jahrhunderts zur höchsten Freiheit und Wahrheit in die Jahre seiner Jugend gefallen ist. Das ist die beklagenswertheste Partie im ganzen Leben Glareans, dunkel in ihren innern Gründen, wehmüthig für unsere Gefühle, wir würden sie wohl am liebsten mit Vergessenheit decken. Aber wir werden später durch den Gang der Dinge und durch das Verhältniss der Personen gewaltsam genöthigt, sie wieder unter die Feder zu nehmen und sie dann ausführlicher zu behandeln.

Was um Glarean herum immer frisch grünt und freundlich lächelt, das ist das Paradiesesbild der Poesie. Wo ihm die Muse an den Lebensweg tritt, lieblichen Blickes, beflügelten Schwunges, da hat auch er für sie eine jauchzende Seele, ein grüssendes Willkommen. Es wandelt ihn von Zeit zu Zeit eigenthümlich an, aus des Lebens düstern Thalesgründen sich auf des Parnassus lichte Höhen zu flüchten. Diesen Parnass hat er als Hirtenknabe auf seinen

molliser Bergen gefunden, es zog ihn in der Schule des Rubellus und zieht ihn jetzt wieder an der Universität Köln hinauf in die selige Welt. Ein besonderer Anlass winkte ihm dazu. Der westphälische Humanist Herman Busch hatte an einem Maitag 1508 vor einer glänzenden Versammlung ein Gedicht unter dem Namen *Flora* vorgetragen und darin mit hohen Worten den Ruhm und Preis der Stadt Köln besuugen. Vom Gedicht wie vom Vortrag wurde Glarean unbeschreiblich ergriffen und bis in eigentliches Entzücken erhoben. Er gab das Gedicht 1554 heraus und schrieb eine Dedikation dazu, worin er damals noch, also 46 Jahre später, vergwissert, es sei ihm in jener Stunde gewesen, als sei er in eine andere Welt versetzt und habe Apoll und die Musen selber mit unvergleichlichen Stimmen gehört. Noch lange habe ihm der Zauber dieser Sprache durch die Seele geklungen, und einen ähnlichen Eindruck habe auch Erasmus bekommen, der, als er ihm das Gedicht vorlegte, gerufen habe: Das Gedicht ist tausend Dukaten werth! Zu solcher Höhe der Begeisterung kann von einer poetischen Stunde nur ein Gemüth wie Glareans geschwungen werden, das den dichterischen Fittig schon an sich selber trägt, und der Funke, der hineinfällt, zündet nur hier des Dichters Fackel zu eigenen Liedern an.

Von Herman Busch ging Glarean hinweg und hatte nun selber keine Ruhe mehr. Er suchte bald da bald dort nach einem Gegenstand herum, den Musen wieder ein Opfer zu bringen. Am liebsten sann er über den Kreis und Preis seines Vaterlandes und schreibt nun auch am Schlusse jenes ersten Briefes an Zwingli, er habe neulich angefangen, den Sieg unserer Landsleute, den sie zu Nafels über die Oestreicher errungen, in einem Heldengedicht zu besingen — nostratum victoriam carmine heroico canere nuper incepi. Das Gedicht ist nie herausgekommen. Warum, weiss man nicht. Certis de causis, sagt jemand, non edidit, ohne näher anzugeben, was das für Gründe gewesen seien, die ihn abgehalten haben.

Von Köln aus schrieb Glarean noch zweimal an Zwingli. Im zweiten Brief vom 18. April 1511 bemerkt Glarean Eingangs, er sende ihm hier das Gedicht zurück, das ihm Zwingli zur Durchsicht und Prüfung vorgelegt hatte. Es war eine Fabel vom Stier, worin Zwingli den Unfug seiner Mitbürger, das Reislaufen in fremde Kriegsdienste geisselte. Das Gedicht sei vortrefflich, schreibt ihm

Glarean, man wisse nicht, was daran vorzüglicher sei, die sprachliche Schönheit oder die lehrende Weisheit mit ihren sinnreichen Sprüchen. Gelehrte zu Köln hätten es auch gelesen und ihr volles Lob ausgesprochen. Ferner dankt Glarean im Briefe seinem Zwingli von Herzen, dass sich derselbe bei seinen Eltern, Schwestern und Freunden so angelegentlich verwendet und überall gute Wege gebahnt habe, er könne es ihm nie vergelten. Er habe im Sinne zu einem Besuche heimzukommen, lares paternos visere, und zwar auf die Glarner Kirchweih, ad glareanae aedis sacræ dedicationem, und scherhaft schliesst der Brief deutsch: wenn ich kumm, so wellent wir guter Dingen syn, was dann doch noch lateinisch folgt: dum venero, bonarum rerum esse volumus, mit dem prächtigen Zusatz: et canere in trumpis!

Die Heimreise hat Glarean dann wirklich gemacht. Das ersehen wir aus dem dritten Brief, den er, wieder nach Köln zurückgekehrt, noch im gleichen Jahre 1511 an Zwingli richtet. In diesem Briefe kann Glarean nicht genug sagen, was das für herrliche Stunden gewesen seien, die er bei seinem lieben Ulrich in Glarus genossen. Er könne sich fast nicht drein schicken, nicht mehr an Zwinglis Seite zu sitzen und nicht mehr in dessen köstlicher Unterhaltung zu sein. Auf dem Rückweg habe er in Basel den Doktor Wentz getroffen, der ihm versprochen habe, er wolle sich dafür verwenden, dass Glarean noch einmal nach Basel komme. Sie beide, Zwingli und Wentz, bittet Glarean, möchten es sich doch recht angelegen sein lassen, dass er in etwa drei Jahren einen Platz in Basel erhalte.

Das folgende Jahr 1512 bekam für Glarean eine besondere Bedeutung nach zwei Seiten hin. Es brachte ihm eine öffentliche Auszeichnung und gab ihm für immer seine Richtung auf der wissenschaftlichen Laufbahn.

Der Kaiser Maximilian I. hielt damals zu Köln einen Reichstag ab, um einige auf das Kriegs- und Heerwesen des Reiches bezügliche Fragen zu ordnen. Da fühlte sich Glarean getrieben, auf den Herrscher ein Lobgedicht zu machen und trug es den 25. August 1512 in der ganzen Versammlung der Reichsfürsten vor, und zwar singend, nach der dorischen Weise, d. h. wie wir jetzt sagen würden, aus D dur, aber nicht nach dieser Scala, sondern auf der

planen Tonleiter, also ohne Kreuzerhöhung, ein Gesang, der unsren an die hochtonende Terz und Septima gewöhnten Ohren nicht sonderlich zusagen würde. Die Ohren jener hohen Herren und selbst des höchsten, des Kaisers, waren aber nicht so empfindlich wie die unsrigen. Das Gedicht wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen und Maximilian ging sofort auf den Dichter und Sänger zu, setzte ihm mit eigener Hand den Lorbeerkrantz auf das Haupt, einen Brillantring an die Hand und entliess ihn mit einem herzlichen Lebewohl. Im Gedicht hatte Glarean nämlich die Verse angebracht:

Das Eine noch füg' ich hinzu, das Süsseste mir auf der Erde:
Helvetien ist mit Dir, o Kaiser, durch ewiges Bündniss vereint,
Ein Volk, das dem Adler, den schreckenden Löwen selbst nachstrebt.

Idque unam adjiciam, quo nil mihi gratius orbe,
Helvetia æterno Cæsar tibi födere juncta est,
Gens aquilam, gens terribiles imitata leones.

Hierauf widmete ihm der Kaiser das Abschiedswort:

Geh nun im Frieden, treusorgender Freund deines Volkes!

Vade in pace, tuae gentis fidissime fautor!

Das war eine hochbeglückende Scene für Glarean. Sie machte auf ihn einen unbeschreiblichen Eindruck, ja sie ist geradezu der Wendepunkt geworden, der ihm entscheidend vor die Seele gestellt hat, was er für seinen künftigen Lebensberuf anzusehen und zu wählen habe. Es ist der Weg durch die schönen Wissenschaften, durch Poesie und Humanismus gewesen, der ihn zu der seltenen Auszeichnung mit Lorbeerkrantz und Brillantring geführt hat. Auf diesem Weg, muss er sich selber sagen, bin ich zu meinem ersten Ruhm und Glück gekommen, auf diesem Wege will ich bleiben, und er hat es gethan. Er gibt das Studium der Theologie, das er nun zwei Jahre lang getrieben, von jetzt an auf und verfolgt mit allem Eifer die andere Bahn, die ihm ein gütiges Geschick so geöffnet unter die Füsse gelegt und die ihn bereits in eine gewisse Höhe getragen hat. Aber seien wir überzeugt, dieser Entschluss des Wechsels hat ihn Kampf gekostet, wäre es auch nicht der Theologie selber wegen, so doch in Rücksicht auf seine Eltern und übrigen Verwandten. Denn er hat das Bewusstsein, er handle, wenn er sich vom geistlichen Beruf abkehre, ihren höchsten Wün-

schen zuwider und fahre barsch drein, die vielen schönen Hoffnungen wie eine grünende Au zu zertreten, die man über ihn lange Jahre sorgsam im Herzen gepflegt hatte. Vergegenwärtigen wir uns jedoch Zeit, Personen und Sachen im richtigen Licht, so werden wir Gründe bekommen, die Wendung, die er vornimmt, zu begreifen und selbst zu rechtfertigen.

Betrachten wir einerseits, was die damalige Theologie war, bald ein Tummelplatz lächerlicher Streitfragen, bald ein unerträglicher Ballast scholastisch geschürzter Knoten, an denen man sich todmüde rang sie zu lösen, um sie, sobald sie gelöst schienen, nur wieder aufs neue zu schürzen. Vergessen wir anderseits nicht, was für eine Welt erhabener Ideen und Schätze der Humanismus dem jugendlich strebenden Geiste aufgeschlossen hatte, und vergessen wir nicht, dass dieser jugendlich strebende Geist wenn in irgend einem, so gerade in Glarean waltete, dass in ihm ein glühender Enthusiast für das classisch Grosse und Schöne lebte, und vergessen wir endlich nicht, dass dieser Enthusiast soeben von einer Kaiserhand gerade hier, auf dem Gebiete des Schönen, in einen schimmernden Glanz gestellt worden ist und nun vor aller Welt poeta laureatus heisst! Wahrlich, es wäre fast unnatürlich zugegangen, hätte Glarean den Schritt von dem dürren Stoppelfelde scholastischer Lehrgezänke nicht hinübergethan in das reizende Blumengefilde, wo ihm Blüthen und Früchte so schnell zum Kranze heranwuchsen. Er hat ihn gethan, diesen Schritt, und von da an sehen wir ihn keinem andern Dienst und keinem andern Altar geweiht als den schönen Wissenschaften, wie man sie nannte, in ihnen und mit ihnen wird er der begeisterte und begeisternde Jünger und Lehrer und ist es geblieben bis an das Ende seines Lebens. Hier webt und wirkt er in seinem eigentlichen innersten Element. Er schloss eben doch die rechten reichen Pfunde zu einem Philologen und Humanisten in seine Brust ein, ein Beruf, der ihm von Natur angehört, der ihn mit Gewalt zum Ziele drängt und alles andere auf die Seite schiebt, was irgendwie störend in den Lauf treten könnte. Beachten wir z. B. nur Einen Zug. Im Jahr 1510 hatte Glarean, wie wir gesehen, sein Fachstudium der Theologie angetreten. Im gleichen Jahre war jener Humanist Joh. Cäsarius aus Jülich-Aachen nach Köln gekommen und kündigte griechische Lectionen an auf Grund einer

neuen Grammatik von dem in Paris ledenden Griechen Chrysoloras. Ohne sich lange zu besinnen, meldet sich Glarean bei Cäsarius als Schüler und fängt griechisch an, was von zwölf Theologen damaliger Zeit, wenn sie einmal ihr Fachstudium begonnen hatten, kaum Einer that. Als emsiger Schüler sitzt Glarean, den Chrysoloras in der Hand, zu den Füssen seines vortrefflichen Lehrers und hat es in den griechischen Studien, obschon er sie spät anfieng, doch noch weit genug gebracht, wie wir später auch aus dem Unterricht entnehmen, den er seinen Zöglingen im Griechischen ertheilte, so dass ein Valentin Tschudi, *Oναλέντινος ὁ Σκούδος* wie er sich griechisch schreibt, von Paris aus der Bursa Glareans unter dem 15. Nov. 1520 an Zwingli einen griechischen Brief schreiben konnte. Mit Cäsarius tritt Glarean überhaupt in ein inniges Verhältniss, aus guten Gründen; denn dieser Humanist besass Gewalt und Gabe, die Jugend mächtig an sich zu ziehen. Er war ein ausgezeichneter Lehrer, der nicht nur humanistisch, sondern ächt human unterrichtete. Mit einem freien Geist und reichen Kenntnissen verband er ein freundliches, mildes, gewinnendes Wesen, welch ein Gegensatz zu den finstern Mönchsschulen, wo bei beschränktem Sinn und rauhem Wort Stock und Ruthe regierten! An Cäsarius sind denn auch mit einem eigentlichen Zauber alle Schüler gefesselt, Bullinger so gut als Glarean, der ihn nicht genug erheben kann. Es geschah nur aus inniger Dankbarkeit, dass Glarean die Ausgabe seines Panegyrikus oder des Lobgedichtes auf den Kaiser Maximilian seinem liebén Lehrer Cäsarius widmete. Dieselbe Achtung wusste dieser Humanist auch andern Personen einzuflössen. Der Secretär des Kaisers Karl V., Georg Spalatin, nennt den Cäsarius *priscæ probitatis exemplum*, ein Musterbild alter Rechtlichkeit, und Melanchthon hielt ihn in hohen Ehren. Die drei Männer, voran Cäsarius, dann der Graf von Nuenar und Jakob Sobius, schlossen später zu Köln ein humanistisches Triumvirat, um die classischen Studien und freien Wissenschaften in den rheinischen Landen gegen die Obscuranten oder Dunkelmänner unter Schutz und Schirm zu halten, und hier, in diesem Triumvirate, war der Kreis, wo auch Ulrich von Hutten zu mancher Stunde seine mannhafsten Worte aussprach. Wir dürfen mit Zuversicht annehmen, dass ein Lehrer wie Cäsarius auf einen Schüler wie Glarean einen bestimmenden Einfluss übte, und dies lässt sich

auch an der Hand thatsächlicher Beweise darthun. Von der ganzen Persönlichkeit des Cäsarius sind viele lebendige Züge in das Wesen und die Wirksamkeit Glareans übergegangen. In wissenschaftlicher Beziehung steht fest, dass Glarean durch Cäsarius noch tiefer in die classischen Studien eingeführt und darin zu einer noch idealern Richtung gehoben worden ist. Wenn ferner Cäsarius diesen Studien die ganze Freudigkeit seines Gemüthes und Geistes zuwandte und für sie bei allen Kämpfen mit muthiger Entschlossenheit einstand, theilt Glarean mit ihm nicht denselben Sinn? Kennt Glarean etwas Höheres als seine Classiker, und nimmt er für sie nicht jederzeit den Kampf wider die Gegner unerschrocken auf? Von Cäsarius gilt das Lob, er habe seine Schüler so liebevoll, mit einer väterlichen Sorgsamkeit behandelt und immer ihr Bestes im Auge gehabt, hat Glarean von ihm nicht auch dies gelernt, hat er seine Zöglinge nicht mit einer wohlmeinenden Treue an die Hand genommen und wie Kinder in einer Familie gehalten? Cäsarius sucht seine Schule selbstständig zu führen, unabhängig von amtlicher Autorität, und dabei dient er fast umsonst, in der Begeisterung für freie Wissenschaft und Bildung vergisst er den eigenen Vortheil und begnügt sich mit der kläglichsten Besoldung. Nach beiden Richtungen hin, in der Unabhängigkeit und in der Uneigennützigkeit des Unterrichtes, wandelt Glarean in den gleichen Fussstapfen, Lehrer und Schule sind das Musterbild, das ihm in der Seele hängen geblieben und im eigenen Leben zur Copie geworden ist. Man muss dies etwas genauer verfolgen, um die künftige Stellung und Berufstätigkeit Glareans richtiger zu verstehen.

Die rheinischen Humanisten Herman Busch, Johannes Cäsarius und andere waren keine Dozenten im Sinne unserer Gegenwart, sie waren nirgends angestellt, weder in den Bursen noch in den scholis publicis, und ebensowenig waren sie das, was wir unter ausserordentlichen Professoren verstehen. Sie waren Privatdozenten, aber nicht an der Universität oder einer derartigen Anstalt, sie waren Privatdozenten für sich und gaben Unterricht in ihrer eigenen Wohnung. Sie waren genöthigt, es so einzurichten, schon desshalb, weil der humanistische Unterricht vieler Orten mit scheelen Blicken angesehen, in seiner Entwicklung verkümmert und selbst in seiner Existenz gefährdet wurde. Auf solche Weise, in einem auf sich

selbst zurückgezogenen Kreise, hielt Cäsarius seine Vorlesungen und Unterrichtsstunden, hatte aber dazu eine Schaar erlesener Schüler, vornämlich aus dem Adelstande. Allein trotz dieser adeligen Schüler war das Einkommen so gering, dass der gute Mann in schweren Sorgen stand und mit täglichem Mangel zu kämpfen hatte. Als er 1513 von Köln nach Münster gieng, um auch dort das Studium der Alten im höhern Sinne anzubahnen, wurde er, obwohl er viele Schüler und unter diesen den berühmten Humanisten Murmellius hatte, für seine Stunden so schlecht bezahlt, dass er das Geld zur Rückreise nach Köln nicht zusammenbrachte und es entlehnen musste. Wie wiederholt sich dies alles bei Glarean! Ueberall, wo er wohnt und wirkt, richtet er seine Schule ganz humanistisch ein, so viel als möglich auf sich selbst gestellt, um von Willen und Willkür fremder Potenz unangefochten zu bleiben, und das Geld, das er von seinen Schülern für Unterricht und Unterhalt bezieht, ist immer unbedeutend, worüber er in seine Briefe mancherlei Bemerkungen eingestreut hat. Bekannt ist ja ferner, dass Glarean von Basel nach Freiburg neben andern Gründen auch desshalb übersiedelte, weil seine ökonomischen Verhältnisse ungeachtet seiner Einfachheit und Sparsamkeit in Verfall gerathen waren und er zu Basel sein Auskommen nicht mehr gefunden hätte. Man sollte meinen, solche Aussichten hätten von dem Lehrstande und überhaupt von dem wissenschaftlichen Berufe zurückgeschreckt. In unserer Zeit, die das Einmaleins der materiellen Interessen vorn auf der Brust und das Vergissmeinnicht der idealen Güter hinten auf dem Rücken trägt, müssen die gehörigen Prozente zum voraus zugesichert sein, um junge Leute zu einer Lauf- und Lebensbahn bestimmen zu können. Bei den Humanisten und ihren Schülern sind die Begriffe von spärlicher Oekonomie und dürftiger Existenz von Anfang an geläufig geworden, und wie sehr ein begeisterndes Ideal über allerlei Besorgnisse irdischer Art zu erheben vermag, können wir immer wieder an Glarean sehen. Ihn hielt nichts ab, ihn trug es über alle Bedenken hinweg, mochten sie das Herz wegen Auskommen oder wegen Gesundheit befallen. Glarean ist immer unermüdlich an der Aufgabe, jetzt in den Studien, später in der Bearbeitung römischer Autoren oder eigener Schriften und am meisten in seiner Bursa, in seinem eigenen Schulhaus, das er sich überall, in Basel,

Paris und Freiburg erstellte, um in demselben eine Anzahl Zöglinge zu halten und ihnen Unterricht vornämliech in den classischen Sprachen, dann auch noch in einigen andern Bildungsfächern zu ertheilen, aber in dem Sinne, dass mit der wissenschaftlichen Richtung auch die erziehende Methode verbunden werde, wie es die Bursa nach ihrem Begriff und Wesen gewissermassen in sich schloss. Die Bursa war das hauptsächlichste Arbeitsfeld Glareans, das geweihte Ackerland, auf dem wir ihn unablässig aussäen und die gestreute Saat pflegen, fördern und erweitern sehen. In der Bursa verläuft das ganze Leben Glareans bis zum letzten Tage und hier entfaltet er, wie ein Vater in seiner Familie, wie ein Priester im Tempel, die gewissenhafteste feierlichste Thätigkeit, in welcher die besten Kräfte dran gewendet und immer der sorgsamste Eifer geübt wird. Das alles geschieht im stillen Gang, ohne nach aussen besonderes Aufsehen zu machen, und doch sind davon nach aussen die ehrenvollsten Zeugnisse abgegeben worden und haben Glareans Bursa bekannt und berühmt gemacht. Denn aus dieser Bursa sind eine Reihe vortrefflicher Jünglinge hohen Sinnes mit reichen Kenntnissen hervorgegangen und sind später im tüchtigen Dienst des Gemeinwesens ausgezeichnete Männer für Kirche, Schule und Staat geworden. Dort ist er, wie schon einmal erwähnt, in der montaner Burse, in der bursa montana, zuerst Alumnus oder Zögling, hernach Lektor oder Lehrer gewesen und hier hat er sich das Modell zu seiner eigenen Burse genommen. Die Burse spielt überhaupt im Schul- und Unterrichtswesen jener Jahrhunderte eine wichtige Rolle. Gehen wir ihr doch etwas genauer nach und sehen wir zu, wie die Bursa entstanden ist und was sie für eine Bedeutung gehabt hat. Wir werden uns dadurch nicht nur den Lebenslauf Glarean's anschaulicher machen, sondern werden auf dem Wege historischer Betrachtung, den wir hiezu mit einigen Schritten messen, auch ein Stück mittelalterlicher Pädagogik gewinnen und zugleich ein gründliches Verständniss von denjenigen Bildungs- und Erziehungswegen bekommen, welche aus jenen Tagen in die neuere Zeit herübergeleitet haben. Von der Bursa sind ja unsere sogenannten Erziehungsinstitute oder, wie sie modern heissen, die Pensionate, auf der Universität Convikt, hergekommen. Ja schon der Name Bursa verdient eine Beachtung, indem er auf interessante

Weise Veranlassung zu andern Namen und Wörtern gegeben hat, die jetzt noch unter uns ihre eigenthümliche Bedeutung haben.

Was ist, fragen wir also, die Bursa als Wort und als Sache? Das Wort Bursa ist ein Wort aus der Latinität des Aevum inferius oder aus dem mittelalterlichen Latein und bezeichnet gemeinsamen Beutel. Ob es von dem griechischen byrsa, Fell, Leder, herstamme, weil das zusammengebrachte Geld in einen ledernen Behälter gelegt worden sei, wollen wir dahingestellt lassen. Gewiss ist, dass es da gebraucht wurde, wo sich eine Vereinigung und Einrichtung auf gemeinsame Kosten bildete. Aber wie ist dieser Begriff auf Unterrichtswesen und Bildungsanstalten übertragen worden? Wir haben schon einmal bemerkt, dass bis in das 11. Jahrhundert die Dom- und Klosterschulen mit ihrem Trivium und Quadrivium gegolten hatten. Sie standen unter geistlicher Leitung und der Leiter einer Dom- oder Klosterschule führte den Namen Informator. Was in diesen Schulen für Bildung des Geistes und Gemüthes geleistet wurde, war von sehr geringem Werthe. Der Unterricht war mechanisch, die Zucht streng und rauh, des Schülers Leben verbitterte sich durch klösterliche Einschränkung und mönchische Weltscheu, das ganze Wesen dieser Schulen stiess das jugendliche Geschlecht von Jahrzehend zu Jahrzehend mehr zurück. Da traten namentlich in grössern Städten andere Lehrer auf den Schauplatz heraus, Männer von besserer Bildung und edlerer Gesittung, boten jenen Dom- und Klosterschulen die Spitze und erklärten, mehr als diese an den Schülern leisten zu wollen. Mit Jubel wurden diese Männer begrüßt und sahen sich in kurzer Zeit von Schülern oder Scholaren in Menge umgeben. Die Lehrer und Scholaren schlossen sich nun, um gegen die alten Schulen festern Halt zu bekommen, inniger zu einander und zusammen, bildeten einen neuen Schulstand und nannten sich universitates oder Genossenschaften. Sie ordneten sich weiter zu Corporationen, aber immer unter zusammenhaltender Einheit, und gaben sich ihre besondere Verfassung. Der Vorsteher einer solchen freien Schule nannte sich, gegenüber jenem Informator der Dom- und Klosterschule, Rector und wer von den Scholaren bis zu einem Ziel vorrückte oder promovirte, erhielt den Ehrentitel Doctor. Schon in den Tagen Abätards, zu Anfang des 12. Jahrhunderts, gab es zu Paris für Philosophie und Theologie solche

Schulen, die von der pariser Domschule ganz unabhängig waren. Nun ertheilte der König Philipp August zu Ende des 12. Jahrhunderts allen diesen Stiftungen das privilegium fori, sie durften unter staatlicher Anerkennung als öffentliche Anstalten wirken. So gleich traten sie in diesem Sinne, als öffentlich anerkannter Lehrstand zusammen, erklärten sich als Gesammtgenossenschaft, nannten sich universitas und wählten 1206 einen gemeinsamen Rector. Das ist die eigentliche Entstehung der »Universität«. Es ist die geregelte Vereinigung aller Lehrstühle zu einer wissenschaftlichen Gesammtheit. Diese universitas stieg zu Paris rasch in die Höhe und als 1252 die eben gegründete Theologenschule der Sorbonne hinzukam, die der Doctor der Theologie, Robert von Sorbonne, einem Dorf in der Champagne, stiftete, und zwar zunächst für arme Scholaren und Magister oder Schüler und Lehrer der Theologie, so bekam die universitas eine materielle und geistige Verstärkung. Der Ruf der pariser Universität drang nach allen Seiten in die Hauptstädte Europa's hinaus und rief hier das gleiche Institut, nach dem pariser Vorbild in's Leben. Ueberall erhoben sich Universitäten, die freien Vereinigungen aller Lehrfächer zu einem grossen Lehrkörper. An diesem Lehrkörper traten eine Anzahl Lehrer und Schüler in freier Neigung und freundlicher Weise wieder mehr zusammen und schlossen einen engern Lehrkreis unter einander. Man vereinigte sich in einem Gebäude, wohnte beisammen, ass mit einander und führte eine gemeinsame Casse. Das war die Bursa. Sie lebte entweder aus einem Fond, der geschenkt oder gegründet war, wie in der Sorbonne, oder aus andern Schenkungen und aus gemeinsamen Beiträgen. Arme Studenten hatten darin Freistellen, die Lehrer oder Professoren Kost und Logis, aber keine Besoldung. Was sie an Geld einnahmen, war etwa die kleine Taxe, welche die Baccalaurianden bei ihrem Baccalaureatsexamen zu entrichten hatten. Wer in der Bursa war, hiess bursarius. Den besondern Namen erhielt eine Burse von allerlei meist äusserlichen Umständen, vom Wohnort oder Quartier, wo sie stand, vom Land oder Volk, dem die meisten bursarii oder Mitglieder der Burse angehörten, oder von irgend einer andern Veranlassung her. Das war die Form der Burse. Diese Form, eine gleichgesinnte Gesellschaft mit demselben modus docendi et vivendi, mit der nämlichen Lehr-

und Lebensweise, vereint im gemeinsamen Unterricht und im gemeinsamen Unterhalt, war allerdings gar nicht neu und wies in die frühesten Zeiten der Völker zurück. In der heidnischen Welt erscheint uns Lykurg mit seiner spartanischen Staatserziehung und ein paar Jahrhunderte später der pythagoräische Bund, der diese Form in wundersam schönem Gepräge führt. Auf dem Boden des christlichen Lebens sind es die Congregationen der Klöster und Orden, welche die gleiche Form an sich zur Darstellung bringen. Die Bursa theilt also ihre Form mit andern Zeiten und andern Anstalten und daher sind auch unsere Erziehungsinstitute oder Pensionate, welche gemeinsame Lehrmethode mit gemeinsamer Lebensweise in Kost und Logis verbinden, keineswegs eine Erfindung der neuern Zeit, sondern sind eine uralte Sache. Aber was die Bursa dieser freien Schulen neu hatte, das war das selbstständige Wesen und eine heimische Brüderlichkeit, zwei grosse Zauber gewalten, welche die aufstrebende Jugend mächtig zu fesseln vermochten. Dies alles, der Name wie die Seele der Bursa, ist auch auf die akademischen Gesellschaften übergegangen, die aus der Burse entsprungen sind, das sind die späteren Studentenverbindungen. Von den Worten Bursa und bursarii kommen die Namen Bursch und Burschenschaft. Denn beide Namen, Bursch und Burschenschaft, haben mit Birsch und birschen, mit denen man sie schon zusammenstellen wollte, durchaus nichts zu thun. Jener Hauch der Freiheit ferner, jener frische Geist des kühnen Wissens und kühnen Strebens und wiederum jenes Einheitsgefühl zusammenhaltender Brüderschaft, das alles findet sich bei der Burschenschaft ein, das alles wird geradezu ihr verjüngender Lebensodem und wird dann umgesetzt in die Devise: Gott, Freiheit und Vaterland. Hoch getragen von diesen grossen Gefühlen schwang sich die Brust der studirenden Jugend Deutschlands über gemeine Kriecherei so heldenmüthig hinweg wie über die einschnürenden Formeln des verknöcherten Scholasticismus. Es weht eine treibende Lenzesluft durch die Hallen und Haine des akademischen Lebens und die heimathliche Erde wird zum Pflanzboden stolz aufsprossender Blüthen. Aber diesen Heimaths boden im Wachsthum solcher Blüthen, unter dem frohen Reigen frischer freier Jugend geister haben die Argusaugen der selbstsüchtigen Staatsherrschaft und des engherzigen Kirchenregiments

je länger je strenger bewacht. Die Burschenschaft hat sich von diesen Seiten einer unliebsamen Aufmerksamkeit zu versehen gehabt, bis der unglückselige Handel Kotzebue's die schon lang abgelauerte Gelegenheit brachte, die Burschenschaft, diesen akademischen Bund ächt germanischer Freiheit, Sitte und Wissenschaft, unter dem Vorwand staatsgefährlicher Meuterei zu sprengen und den herrlichen Geist, der Deutschlands studirende Jugend auf die Schwingen nahm und hochtrug, aus seiner würdigsten Heimath, aus den germanischen Gauen zu verbannen. - An die Stelle der zertretenen Burschenschaft traten nun die seichten Landsmannschaften, die sich im Bier ertränken und mit dem Rappier todt stechen durften, wenn sie sich nur nicht von jenem Gift unabhängigen Freiheitssinnes und idealer Begeisterung anstecken liessen! Lieber die schwelenden Herzen begeisterter Jugend im lähmenden Siechthum erschlaffen und damit kühnen Hochsinn und heldenmüthige Thatkraft ersterben als eine Burschenschaft aus ihrem jugendlichen Morgenroth zum strahlenden Mittag des grossen Mannesalters herauf wachsen lassen, ganz nach den Grundsätzen metternichscher Politik, unter denen das Volk im gemeinsten Sinnengenuss verderben oder im raffinirtesten Jesuitismus das Fastnachtsspiel seines Aberglaubens und Heiligungdienstes aufführen kann, wenn nur Thron und Altar, mögen sie auf einer noch so falschen Unterlage ruhen, unangetastet bleiben und als die Heiligthümer des Landes die anbetende Menge zur Kniebeugung bringen!

Das war also Bursch und Burschenschaft, welchen beiden die Bursa Namen, Wesen und Geist gegeben hat. Noch ein anderes Wort leitet sich von Bursa ab. Das ist der Name Börse. Wir haben bemerkt, dass die Bursa auch die Bestimmung hatte, eine Anstalt zu sein, in welcher auf gemeinsame Kosten gelebt und eine gemeinsame Kasse gehalten wurde. Diese finanzielle Bezeichnung der Bursa ist dem Wort Börse ausschliesslich verblieben, und zwar in dem doppelten Sinn, dass Börse das eine Mal das Gefäss bedeutet, wo Geld aufbewahrt wird, das andere Mal das Local, wo man sich zu Geldgeschäften versammelt.

Das ganze Bild der Bursa, wie es uns nach den geschilderten Seiten vor die Augen getreten ist, findet sich mit seinen hauptsächlichsten Zügen bei Glarean wieder. Diejenige Bursa, welche er spä-

ter führt, schliesst in sich die nämlichen Merkmale zusammen. Sie gibt den Zöglingen theils Unterricht und Erziehung, theils Unterhalt in Kost und Logis, und zwar letzteres ebenfalls auf eine erleichternde Weise. Denn die Schüler bezahlen ein geringes Jahrgeld oder wie wir jetzt sagen Pensionsgeld, so dass Glarean, was aller Anerkennung werth ist, auf den Nothstand tüchtiger Scholaren menschenfreundlich Rücksicht nimmt und das möglichste thut, ihnen das Studium zugänglich zu machen und manchem jungen Mann den Pfad zu den schönen Wissenschaften mit helfender Hand zu ebnen. Nicht minder hat Glareans Bursa jene zusammenhaltende Gemeinschaft, in der es freundlich und brüderlich zugeht. Der Lehrer hängt mit ganzem Herzen an den Schülern und sie noch inniger an ihm, wenn auch, was in einer Anstalt mit 25—30 Zöglingen fast unvermeidlich ist, hie und da eine kleine Störung vor kommt. Ebenso ist der Bursa Glareans jener Zug des freien Sinnes und Wortes eigen, durch den die Bursen von den gewöhnlichen Schulen offiziellen und obligatorischen Styls so sehr abstachen. Die Scholaren Glareans durften sich in vielen Dingen, in Kleidung und Lebensart weit freier bewegen als anderswo, und wir werden später sehen, wie Glarean von amtlichen Schulbehörden darob sogar zur Verantwortung gezogen wurde, dass er seine Schüler nicht streng genug in den vorgeschriebenen Formen und Schranken der allgemeinen Lehranstalten halte. Und doch kann mit Wahrheit gewiss nicht gesagt werden, es sei diesen Schülern der glareanischen Bursa alles ohne Ausnahme erlaubt gewesen und ihr Lehrer habe die einer guten Anstalt geziemende Aufsicht nicht über sie geübt. Kurz, die Bursa Glareans steht, von welcher Seite wir sie beschauen, auf der Höhe der Bursen überhaupt und verdient es in jeder Beziehung, der besten Burse jener und anderer Zeit an die Seite gestellt zu werden, wie ja auch ihr Ruf und ihr Erfolg immer dargethan haben. Uebrigens lässt sich fragen, ob Glarean je dazu gekommen wäre, eine eigene Burse zu halten, wenn er in Köln sein Verbleiben gehabt hätte. Er befand sich in jener bursa montana zu Köln doch gauz nach Wunsch, und wenn er auch ein Wörtlein darüber anbringt, von Köln wegzugehen, weil ihm die kölnische Lebensweise nicht behage, so äussert er sich an andern Stellen auch wieder dahin, er lebe sonst in Köln zufrieden und sei in seiner

geistigen Thätigkeit, was ja bei ihm die Hauptsache ist, für sich glücklich und von andern geachtet. Hätte nun dieses Verhältniss fortgedauert, so würde das ganze Leben Glareans einen andern und ohne Zweifel für ihn selbst schöneren Verlauf genommen haben, ja wäre Glarean von Köln nicht weggezogen und namentlich nicht nach Basel gewandert, so hätte er, dess sind wir völlig gewiss, die Fühlung mit der grossen Bewegung der Zeit, die vor der Thüre stand, mit der Reformation nicht verloren, er hätte diese Fühlung immer tiefgründiger bekommen und wäre zu dem dringend noththuenden Glaubenswerke nicht auf so bedauerliche Weise in jene schiefe Stellung gedrängt worden. Aber nun geschah um ihn herum etwas, das ihn anders bestimmte und seinem Herzen und Leben die Wendung gab, ja ihm diese Wendung, wie er meinte, vollends aufnöthigte. Gerade hier zu Köln brach ein Streit aus, der durch ganz Deutschland und noch über dessen Grenzen hinaus die Geister auf den Kampfplatz rief und alle Parteien geistlicher und weltlicher Klasse mit ins Gedränge jagte. Nicht als ob dieser Streit mit unerklärlicher Plötzlichkeit in die Zeit hereingefallen wäre. Bei der feindseligen Spannung, in welcher Humanisten und Scholastiker schon lange wider einander gestanden, stieg er nur auf wie die Flamme, die aus den in der Verborgenheit glimmenden Funken flackernd aufschlägt, sobald von irgend woher ein aufachender Windstoss daran geräth. Der Windstoss ist gekommen und der Streit in Flammen gerathen. Das ist der reuchlinische Streit. Er rauscht daher wie der vorausilende Sturm, um die Anzeige zu bringen, dass das Haus und Land erschütternde Unwetter folgen werde. Nach einigen Jahren trifft von Wittenberg aus der Donnerschlag ein und Europa steht in dieses Unwetters zuckenden Blitzen. Es ist keine Frage, dass dieser reuchlinische Streit, der voraus ging, einen hitzigen Zündstoff auswarf, um jenem grössern Feuer zu einem desto gewaltigern Ausbruch zu verhelfen. Welcher Mann, der für sich und andere ein Herz im Busen trug, konnte kalt am Wege stehen, wenn die wichtigsten Lebensgüter der Wahrheit und Freiheit auf der Schicksalswaage für Gegenwart und Zukunft hin und her schwankten! Tausende sind in die wilden Stunden des Kampfes gezogen und fortgerissen, sie sehen sich mitten in den Sturm hinein gesetzt und nicht im Stande, mit klarer Besinnung die Augen-

blicke, wie sie kommen und an einander hängen, zu berechnen. Auch Glarean versteht das nicht. Es ergeht ihm wie allen andern. So gut er die Lage der Parteien und den Gegensatz ihrer Richtungen kennt, so sieht er sich doch Schritt für Schritt von Dingen überfallen, von denen ihm nicht geträumt und die er in seiner nächsten Umgebung nicht gesucht hatte. Es ist ausserordentlich interessant zu beobachten, wie Glarean in dem Augenblick, da der Streit laut wird, noch harmlos dasteht, nicht gerade Schlimmes ahnt und meint, den Zuschauer machen zu können, ohne mit Händen und Füssen hinein stehen zu müssen, wie er dann im Lauf des wachsenden wühlenden Streites immer mächtiger angefasst und zuletzt in die bitterste Stimmung hinein getrieben wird, in der er das Gefühl bekommt, er halte es in Köln nicht mehr aus, die Sache der gegnerischen Obscuranten sei zu gemein und die Waffen, mit denen eine rücksichtslose Leidenschaft ungestüm für die finstere Sache fechte, seien zu verabscheuungswürdig, er müsse entweder mit dem ganzen Zorn der beleidigten Wahrheit und Wissenschaft auf den Widersacher stürzen, oder dann sei er genöthigt, Köln zu verlassen. Er wählte das zweite und wir wollen dem Gang der Dinge nachschreiten, wie er dazu kam, es zu thun.

Der Streit hatte einen eigenthümlichen Beginn und Verlauf. Zu Köln war ein Jude, Johannes Pfefferkorn, zum Christenthum übergetreten. Er liess sich taufen und dann in den Orden der Dominicaner aufnehmen. Sobald er sich auf dem christlichen Boden befand, legte er, wie dies Neubekehrten gerne begegnet, einen viel brünstigern Eifer dar als die gewöhnlichen Christen. Er forderte im Jahr 1509 die christlichen Fürsten und Völker auf, alle Bücher der Juden zu verbrennen, weil sie voller Lästerungen gegen Christum seien. Der Lärm Pfefferkorns schlug wie eine Stimme des Gerichtes an viele Ohren und regte ungeheuer auf. Der Kaiser Maximilian liess sich jedoch vom ersten Anlauf des Geschreies nicht betäuben und verlangte darüber, ehe er eine Verfügung erlasse, das Gutachten der Gelehrten. Da stand für die Sache ein Mann ein, der unter der deutschen Gelehrtenwelt einen weiten Ruf und hohen Ruhm genoss, das war Johannes Reuchlin, mit dem gräcisirten Namen Capnio geheissen, wörtlich der Räuchler. Er war aus Pforzheim und nicht eigentlich Theologe, sondern Jurist, aber ein enthusiasti-

scher Anhänger des Humanismus, suchte der freien Wissenschaft den Weg durch Deutschlands Stämme und Stände nach allen Richtungen zu bahnen und vertiefe sich mit brennendem Eifer in griechische und hebräische Studien. Er hat in beiden seine für die damalige Zeit sehr bedeutenden Verdienste errungen und sein Name ist darin grossen Ranges und Klanges geworden. Das Griechische hatte er in Paris und anderswo von Neugriechen gelernt, von ihnen die neugriechische Aussprache angenommen und diese in Deutschlands Schulen eingeführt. Man nennt sie darum auch die reuchlinische Aussprache oder Itacismus und versteht darunter diejenige Aussprache, nach welcher Eta oder das lange E als Ita oder I gelesen, zudem viele Vocale und theilweise auch Consonanten anders ausgesprochen werden. Dieser Itacismus Reuchlins ist ein Punkt der Sprachwissenschaft, zu dem Glarean in eine ganz merkwürdige Beziehung getreten ist, was wir bei einem späteren Anlass ins Licht setzen werden. Wie im Griechischen, so griff Reuchlin auch im Hebräischen und zwar so tief er nur immer konnte. Er hatte hier eine stille Hoffnung, auf die jüdische und christliche Geheimlehre zu kommen und in derselben den längst gesuchten Stein der Weisen zu finden. Deshalb ging er dreimal nach Italien und liess sich von den in diesen hebräischen Forschungen berühmten Doctoren Marsilius Ficinus und Picus de Mirandula unterrichten, um nach und nach in die Kabbala eindringen zu können. Die Kabbala ist die Geheimlehre unter den Juden, fortgetragen von Mund zu Mund, eine Art Tradition und dabei ein Gemisch theologischer und philosophischer Ideen, mit alttestamentlichen und talmudischen Lehrbegriffen ist neuplatonische und verwandte Weisheit verwoben. Allein weder in der Kabbala noch anderswo hat Reuchlin den Stein der Weisen, den er dürstend suchte, gefunden; dagegen hat er einen andern Stein herausgegraben, der noch viel schwerer wiegt und zum Grundstein eines neuen Gebäudes, nämlich einer neuen Schule in der hebräischen Wissenschaft geworden ist. Nach Deutschland brachte Reuchlin eine bessere Kenntniss der hebräischen Sprache und Literatur, durch ihn wurden Deutschlands Gelehrte und ihre Schulen gründlicher in diese Studien eingeführt. Man fieng an, das alte Testament in seinen sprachlichen Formen richtiger zu fassen und damit auch seinen Inhalt lichtvoller zu verstehen, was Luthern und

seinen Mitarbeitern bei der Bibelübersetzung sehr zu gute gekommen ist. Hiezu bearbeitete Reuchlin eine griechische und hebräische Grammatik, die sofort als die besten Lehrmittel erkannt wurden und überall Eingang fanden. Sein Neffe Melanchthon langte eifrig nach den Büchern und desgleichen ist es auch wieder unser Glarean, der den Anflug nahm, hebräisch zu lernen. So steht Reuchlin zum Kampfe gerüstet wie keiner. Er ist mit Waffen und Werkzeugen seltener Art versehen, um auch einem mächtigen Gegner beizukommen und ihn zum Falle zu bringen. Als nun Pfefferkorn mit der überdreisten Forderung an die Christenheit heranrennt, das Judenthum mit seinen Büchern sammt und sonders auszurotten, tritt Reuchlin namhaft auf das Streitfeld hinaus und erhebt in einer Schrift seine gewichtige Stimme dagegen. Er stellt im Namen der freien Wissenschaft zu Handen des deutschen Kaisers und Volkes das Begehr, man soll Pfefferkorns Meinung nicht befolgen und von den jüdischen Büchern sollen wenigstens der Talmud, die Kabbala und die Commentare gerettet werden. Diese Stimme Reuchlins fand offene Ohren und gewann mit ihrer weitherzigen Humanität viele Freunde. Aber Pfefferkorn veröffentlichte eine bittere Gegen-schrift, genannt Handspiegel, und bewies darin, diese Humanität sei nichts anderes als ein geheimnes Judenthum und Reuchlin sei, je näher den Juden, desto weiter von Christus weg. Gegen diesen Handspiegel schrieb Reuchlin sogleich einen Augenspiegel, eine Defensio contra calumniatores colonienses und wies dem Proselyten Pfefferkorn in der bündigsten Weise nach, wohin er mit seiner Unwahrheit wie mit seiner Unwissenheit gehöre. Bis dahin hatte Glarean dem Streite mit einem arglosen Auge zugesehen und noch nichts Verdächtiges wahrgenommen. Wir erkennen dies auch aus seinem Verhältniss zu Ortwin Gratius. Dieser Mann war zu Köln Professor der schönen Wissenschaften und stand in einer sehr nahen Beziehung zu der ganzen Partei der Obscuranten, die ihn zu ihrem Vertrauensmann machten und an ihn ihre Briefe richteten. Zugleich aber nahm Gratius eine freundschaftliche Stellung zu Glarean ein. Er hatte die erste Ausgabe vom Lobgedicht Glareans auf den Kaiser Maximilian mit einem rühmenden Schreiben versehen und den Namen des Dichters verherrlicht. Dadurch fühlte sich Glarean natürlich noch mehr an ihn gezogen und noch inniger mit ihm ver-

bunden. Aber nun löst sich dieses Verhältniss, Glarean ändert seine Meinung von den Dunkelmännern und auch von seinem Freund Gratius, ihr schändliches Treiben hat ihm die Schuppen von den Augen genommen und er lernt immer besser verstehen, wohin der ganze Streithandel mit Reuchlin eigentlich ziele. Im Streit steigen die Wogen immer höher, drängen die Leidenschaften immer heftiger. Je mehr dies geschieht, desto weiter sieht sich Glarean von den finstern Mächten wie durch eine schroffe Kluft geschieden. Nur Eines geht ihm dabei stärker zu Herzen, das getrübte und sinkende Verhältniss zu seinem Freund Ortwin Gratius. Er gibt sich alle Mühe, ihn von der rohen Partei der Dunkelmänner abzulösen und für Reuchlin zu gewinnen oder ihm wenigstens den fanatischen Hass gegen Reuchlin zu bemeßmen. Da ihm aber Gratius ganz nach Art und Weise der Obscuranten entgegentritt, so bricht Glarean das Band der bisherigen Freundschaft ab und es gereicht ihm wahrhaft zur Ehre, eher persönliche Vortheile preiszugeben als die Sache der freien Wissenschaft um einer Menschengunst willen zu verläugnen. Es konnte nicht fehlen, dass Glarean, hatte er einmal einen solchen Standpunkt, ob den Dingen, die noch kamen, bis zur Entrüstung gebracht wurde. Als nämlich Reuchlins Augenspiegel das Gebahren Pfefferkorns und der gesammten um ihn geschaarten Obscurantenpartei vor aller Welt aufgedeckt und mit schonungslosen Hieben gezüchtigt hatte, erhoben sich die Dominikaner zu Köln gegen ihn in den Flammen wütenden Ingrimms, stellten ihn, den gefeierten Führer der freien Wissenschaft und deutschen Bildung, als den gefährlichsten Ketzer dar, und drohten, über Reuchlin sofort ein Ketzergericht zu verhängen, wenn er nicht unverweilt widerrufe und den Widerruf vor der Welt veröffentlichte. Es gab da mitunter possierliche Dinge. Diese Mönche, von denen keiner eine hebräische Zeile oder nur Sylbe zu lesen verstand, sahen die hebräischen Buchstaben und Accente für eine Hexerei an und schämten sich nicht auszuschreien, wer wie Reuchlin für solche Zaubereien einstehe, sei mit dem Teufel selber im Bunde. Statt zu widerrufen, schrieb Reuchlin mit gewandter Feder seine Vertheidigung voll beissender Satire. Das brachte die Gegner vollends ausser sich. Der Inquisitor Jakob von Hochstraten, Prior der Dominikaner, citirte Reuchlin frischweg zur Verantwortung nach Mainz. Aber statt nach Mainz zu gehen,

appellirte Reuchlin an den Papst, der Papst übertrug den Untersuch der Sache dem Bischof von Speier und der Bischof entschied zu Gunsten Reuchlins. Nun schickten die Dominikaner gegen das bischöfliche Urtheil ebenfalls eine gewaltige Appellation an den Papst ein und beschworen ihn, den Gerichtsspruch des Bischofs zu stürzen. Ob der Papst nicht sehe, dass durch diesen Ketzerhandel seine eigene Gewalt untergraben und die Kirche zerstört werde, er solle doch um Christi und der Kirche willen das bischöfliche Urtheil aufheben und den Ketzer Reuchlin mit seiner Sache ohne weiteres der Verdammniss übergeben. Die wüthende Verfolgungssucht, die hier redet, schlug immer toller drein und gab genugsam zu erkennen, dass die grössten Schwertstreiche nicht nur der Person Reuchlins, sondern auch dem idealen Reiche des Humanismus galten, der an Reuchlin seinen muthigsten Vertheidiger und Verbreiter hatte. Nun ist Glarean vollständig belehrt und bekehrt. Er schliesst gegen Kölns Dominikaner und Obscuranten für immer Herz und Thüre und wendet eine innige Verehrung dem im Heldenkampf der freien Wissenschaft alt gewordenen Reuchlin zu. An ihn schreibt er den 2. Januar 1514 einen Brief und drückt ihm diese seine warmen Gefühle und guten Gesinnungen aus. Er nennt im Brief den Reuchlin einen zweiten Cato, alter Cato, und ein Muster aller Tugenden, omnium virtutum specimen. Er bedaure, sagt Glarean, inniglich, dass er ihn und seine Sache nicht besser unterstützen könne. Aber Reuchlin möge getrost sein und auf seiner Bahn unentwegt fortschreiten. In Köln seien wenigstens zwei Männer von ausgezeichneter Kraft und Wissenschaft, die ihm als Freunde und Helfer freudig ergeben seien, Herman Busch und Johannes Cäsarius. Dann erwähnt Glarean eben auch jenen Ortuin Gratius und fügt alles bei, was er bei ihm versucht hatte. Er habe diesen Mann gemahnt, gegen Reuchlin, den Vater der Gelehrsamkeit und den Stolz Deutschlands, keine Angriffe mehr zu wagen, aber vergeblich, Ortuin habe nicht darauf geachtet. Ja es muss in jenem Wortwechsel zwischen beiden weit gekommen sein. Denn Glarean braucht von Ortuin, den er noch vor kurzer Zeit zu seinen besondern Freunden zählte, den Ausdruck: der erbärmliche Mensch, homuncio, und klagt, derselbe habe ihn nur bespöttelt und habe ihm zu verstehen gegeben, er sehe Glareans Gerede so an, wie wenn ihm ein Bube einen Rath

ertheilt hätte. Was die Universität selbst und die eigentliche Studentenschaft anbetreffe, so hätten beide, versichert Glarean, gegen ihn, Reuchlin, noch nichts unternommen. Es seien nur die Theologen und zwar solche, die den Namen Theologen kaum verdienen und sie, bemerkt er noch, werden wohl nicht allein die ganze Universität ausmachen. Das waren freundliche Worte aus einer wohlgesinnten Seele. Allerdings hatte Reuchlin eine ganze grosse Schaar von Gönnern und Anhängern, die Noth und Gefahr mit ihm zu theilen bereit waren und mit ihm jeden Augenblick entschlossen in den Kampf einstanden. Das zeigt uns auch das Verzeichniss dieser Heerschaar Reuchlins, das etwas später aufgenommen wurde, der Exercitus Reuchlinistarum, in welchem Glarean mit Nummer 27 oder als der 27. Vertheidiger Reuchlins eingetragen ist unter dem Namen: Heinricus Glareanus Helvetius poeta et orator. Aber es kam zu Köln noch schlimmer als Glarean in jener begeisterten Stunde gemeint hatte, in der er den tröstenden Brief an Reuchlin schrieb. Von Woche zu Woche mehr gestaltete sich Köln zum Hauptheerde der Verfolgung gegen Reuchlin, zum förmlichen Sammel- und Tummelplatz aller blinden Eiferer gegen Humanismus und Wissenschaft überhaupt. Die Humanisten begriffen, sie müssten, um sich und ihre Sache vor den Keulenschlägen roher Barbarei sicher zu stellen, schützende Massregeln treffen und schlossen sich zu einem Bunde zusammen, in den auch Ritter wie Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen eintraten. Dieser humanistische Bund führte sein Programm vortrefflich aus, namentlich durch seine äusserst gelungene Spottschrift, jene berühmt gewordenen Briefe der Dunkelmänner, *epistolae obscurorum virorum*, durch welche es den Humanisten gelang, die kölnische Universität mit dem schreienden Tross der dummdreisten, in unglaublicher Unwissenheit steckenden Bettelmönche dem öffentlichen Spotte Deutschlands und selbst Europas preis zu geben. In diesen Briefen der Dunkelmänner spielt Glarean eine bedeutende Rolle und wir werden später noch einmal darauf zurückkommen. Zuletzt griff, da die Obscurantenpartei immer hartnäckiger ihre Hörner wies, Franz von Sickingen zum Schwert, trieb die Dominikaner zu Paaren und zwang sie, die Prozesskosten des ganzen Streithandels gegen Reuchlin, 444 Goldgülden, zu bezahlen. Aber damit war der Schlange weder das Gift genommen noch der

Kopf zerschnitten. Der Grimm der Gegner wühlte im Verborgenen weiter und sann darauf, sich zu rächen und sich zu entschädigen. Jetzt trat mit den Schrecknissen der Inquisition der Prior des Ordens auf den Platz, jener Ketzerrichter Jakob von Hochstraten, ein Mann, der keine freiere Regung duldet, wo sie immer sich zeigen möchte, in Theologie, Philosophie oder selbst Poesie, und der jeden aufleuchtenden Lichtstrahl hinter die schwarze Kerkerthüre verschließen oder auf einem Blutgerüst niederzuschlagen zu können wähnte. Auf seine Bemühungen hin war bereits ein holländischer Arzt, Herman Rysswick, verbrannt worden. Selbst im eigenen Orden suchte sein scheeler Blick alle freien Elemente auf und fand er sie, so ruhte der Verfolger nicht, bis sie auf die eine oder andere Weise erdrückt waren. Jüngst galt es einem Ordensbruder Jakob von Gauda, der im Dominikanerkloster zu Köln wohnte, hier mit grosser Begabung der lateinischen und deutschen Dichtkunst oblag und sogar eigene Gedichte machte. Das suchte Hochstraten unter allerlei Vorwand zu hintertreiben und bedrängte den jungen Mann auf jede Weise. Derselbe flüchtete sich unter den Schirm der Humanisten und vorzüglich auch Glareans, und voll des Verdrusses und Aergers schrieb Glarean an Reuchlin, wie schmählich dieser fähige, für die schönen Wissenschaften beeiferte Dominikaner von seinem Prior behandelt werde. Wenn es nur möglich wäre, ihn gegen die Nachstellungen der hämischen Tücke besser zu schützen. Aber Glarean sollte bald noch Schlimmeres erleben. Schon zu Mainz hatte Hochstraten den Versuch gemacht, Reuchlins Augenspiegel in einem öffentlichen Ketzgericht zu verbrennen, war aber hier auf zu grosse Sympathie für Reuchlin gestossen. Um so heftiger drang er in Köln darauf und hier ging es anders. Denn zu Köln hatte der Prior ein Inquisitionstribunal, das aus lauter dienstbaren Naturen zusammengesetzt war, und daher brachte er es leicht dazu, diesen Akt gemeinster Brandmarkung an einem gefeierten Namen deutscher Gelehrsamkeit und hochedler Freimüthigkeit zu vollziehen. Reuchlins Augenspiegel wurde wirklich unter Verwünschung der Schrift und des Verfassers vor des Volkes Augen zu Köln verbrannt. Dieser empörende Hohn gegen einen der vorzüglichsten und verdienstvollsten Männer der Zeit machte auf Glarean einen unnennbaren Eindruck. Dass die Dominikaner in ihrer Unwissenheit wie in

ihrer Verbissenheit einer solchen Handlung fähig waren, konnte und musste er nach allen den Dingen, die an seinen Augen vorübergegangen waren, endlich doch begreifen. Aber dass die Universität, die Trägerin der höchsten Wissenschaft und Gelehrsamkeit, ihre Leuchte so tief halte und weder den Muth habe noch ihre Stellung beachte, um einen solchen Akt gemeinster Rohheit von ihrer Nähe fern zu halten und überhaupt vom Namen deutscher Bildung abzulenken, das hatte er nicht geglaubt, das fiel ihm schwer auf das Herz und liess ihn in Köln nicht mehr zur Ruhe kommen. An einer solchen Anstalt noch weiter zu wirken, hat er jetzt weder Freude noch Vorsatz mehr, es treibt ihn, der Stadt und Universität den Rücken zu kehren und alten Wünschen zulieb nach Basel zu ziehen. Er thut es um so leichter, als Köln und die kölner Universität durch dieses wissenschaftliche Autodafé zum Fingerzeig und Sprüchwort durch ganz Deutschland geworden ist und Glarean das Gefühl hat, durch den geübten Frevel würde ihm, wollte er hier länger auf dem Lehrstuhl bleiben, sein eigener Name mit Schmach beladen. Er hat darüber auch in einem Brief an Peter Kolin ein paar Worte fallen lassen und schreibt, als er in den Vorlesungen über Virgils Aeneide und Georgica begriffen gewesen, sei der verwegene Aufruhr gegen Reuchlin ausgebrochen und da gegen den schuldlosen Mann ganz unverdient solche Dinge geschahen, habe er in Köln nicht mehr arbeiten können und sich nach Basel begeben.

Uebrigens blieb die öffentliche Verbrennung von Reuchlins Augenspiegel zu Köln nicht vereinzelt. Man hat in der neuesten Zeit aus gefundenen Akten nachgewiesen, dass ebenfalls zu Köln im Domhof den 12. November 1520 die Verbrennung der Schriften Luthers stattfand. Das hatte der päpstliche Gesandte Aleander betrieben und es wurde dabei schlau genug zu Werke gegangen. Man liess erst den Kurfürsten Friederich von Sachsen abreisen, dagegen blieb Kaiser Karl V. anwesend und sah den öffentlichen Scandal mit kaiserlichem Wohlgefallen an. Vier Wochen später, den 10. Dezember 1520, machte es, wie bekannt, Luther mit der päpstlichen Bulle ebenso und warf sie vor dem Elsterthor zu Wittenberg unter dem Jubel der Studenten und Bürger ins Feuer, mit den Worten aus dem Buche Josua: Weil du den Heiligen des Herrn betrübet hast, so verzehre dich das ewige Feuer! Man hat diese

Handlung Luthers schon bisweilen ein Wagniss genannt und hat damit sagen wollen, Luther sei in derselben zu grell aufgetreten und habe den päpstlichen Stuhl herausgefordert. Aber jetzt, nachdem uns bekannt geworden, was der päpstliche Gesandte zu Köln veranstaltet hatte, müssen wir es umgekehrt sagen, Luther ist herausgefordert worden, und was von ihm vor dem wittenberger Elsterthor geschehen, ist nichts anderes als der wohlberechtigte Gegenzug und Vergeltungsakt von dem, was im kölnner Domhof vor ausgegangen war. Glarean hatte daher eine richtige Ahnung, es sei mit dem Ruhm Kölns auf lange vorbei und er wolle sich noch bei Zeiten flüchten.

So wandert er denn von dannen und verlässt das ihm sonst mit manchem heimischen Kreis liebgewordene Köln, an dessen Universität er 7 Jahre theils als Student, theils als Lehrer zugebracht hat. Wir begleiten ihn auf seinem Scheidewege von Köln nach Basel mit Bedauern. Denn Glarean vertauscht nicht nur eine Stadt mit der andern, er vertauscht auch seine Ueberzeugung und macht, ohne es selber zu meinen oder zu wollen, eine Wendung nach innen, die sich später übel genug auch nach aussen beurkundet, das betrifft, wie wir schon mehrmals andeuteten, seine Stellung zur Reformation. Er hätte diese Stellung unzweifelhaft anders genommen, hätte er sich nicht von Köln und dadurch von gewissen ihm wohlthuenden Verbindungen getrennt. Wir haben ja gesehen, dass Glarean zu Köln mehr und mehr in jene Richtung hineingezogen wurde, welche auf die Reformation hinlenkte. Er ging mit Kölns Humanisten in allen Dingen auf gleichen Wegen, und wollte man auch sagen, der Humanismus sei zunächst nicht auf religiöse Dinge und Tendenzen gerichtet gewesen, so war doch derjenige Humanismus, der damals in den rheinischen Landen und gerade zu Köln galt, der vorzügliche Führer dazu, die studirende Jugend aus den geistlosen Formen eines abgestorbenen Lehrgerippes wegzuziehen und ihre Herzen nach Wahrheit dürsten zu lassen, also auch nach derjenigen Wahrheit, die nicht aus Concilien und Bullen, nicht aus Klostergelübden und Ablasszedeln, sondern von den unbeschatteten Glaubenshöhen des Evangeliums herab die Zeit anwehte. Wo hat der Humanismus diese Gewalt besser erwiesen als im reuchlinischen Streithandel, und wo hat Glarean seine Empfänglichkeit dafür offener

an den Tag gelegt als hier? War er auch beim Beginn der Bewegung noch in ungewisser Schwebé gehalten, so gieng er doch muthigen Schrittes in die entschlossene Opposition über und bekannte sich zur selbstständigen Erkenntniss und zur unabhängigen Ueberzeugung. So wäre Glarean gerüstet gewesen auf alles das, was kommen sollte, und hätte er in dem Zuge der Zeit, in den er zu Köln gerathen war, daselbst noch weiter mitwandeln können, gewiss, er hätte sich so gut wie andere rasch in dem Bunde der Geister gewusst, als drei Jahre später die 95 Thesen von der wittenberger Schlosskirche wie zündende Feuerfunken durch Deutschlands Gauen fuhren und alles, was denken konnte, zur Sammlung riefen. Aber es ist mit Glarean anders gegangen. Zu Basel kam er sofort unter den mächtigen Einfluss einer Persönlichkeit, die mit dem ganzen Gewichte ihrer wissenschaftlichen Grösse und ihres europäischen Gelehrtenruhms auf ihn fiel, ihn völlig von sich abhängig zu machen und ihn lange in allen seinen Bewegungen unbedingt zu beherrschen vermochte. Diese Persönlichkeit ist Desiderius Erasmus. Der Sinn und die Sprache, die Glarean gegen die Reformation führen lernt, sind durch und durch der Wiederschein von der Denkweise und das Echo von der Redensart des Erasmus. Das verräth Glarean schon mit den ersten Tagen, da er sich in Basel niederlässt.

Am 1. Mai 1514 wird Glarean unter dem Rectorat des Theologen Ludwig Bär in die Matrikel der Universität Basel eingetragen und zwar mit der Bezeichnung: Magister Henricus Loritus, Glareanus, poeta laureatus, dioecesis Constantiensis, mit 6 Schilling Einschreibgebühr. Aber schon acht Tage vorher hören wir ihn über seine Zeit in einem auffallenden Tone reden, so völlig anders, dass wir unwillkürlich den Eindruck bekommen, das ist nicht mehr derselbe Glarean, der noch vor wenigen Wochen zu Köln vor uns stand. Er schrieb nämlich an den berühmten Humanisten Wilibald Pirkheimer in Nürnberg, mit dem er über eine neue Ausgabe seines Ptolemäus, des Geographen der alten Welt correspondirte, es stehe mit den schönen Wissenschaften sehr schlimm. Er glaube, sie gehen, wenn die classischen Sprachen sinken, mit diesen unter. Das Jahrhundert sei zu unruhig und stürmisch. Es gebe Leute, welche meinen, der Frömmigkeit aufzuhelfen und die Sophisten niederzuhalten. Aber wie das geschehen und wie die Frömmigkeit

etwas gewinnen könne, da man die schönen Wissenschaften und namentlich die griechische Sprache vernachlässige, das sehe er, bemerkte Glarean, durchaus nicht ein. Und das thäten doch eben jene Leute und schreien in die Welt hinaus, griechisch und latein brauche man nicht mehr zu lernen, es sei genug, wenn man hebräisch und deutsch verstehe. Ob diese Leute nicht offenkundig darauf ausgingen, aus der Christenheit eine zweite Türkei zu machen, ex Christianitate alteram Turciam efficere? Das war ganz die Ansicht des Erasmus, und wirklich setzt Glarean auch selbst hinzu, er sage das nicht allein, in diesem Sinne klage besonders Erasmus, sein Vater und Lehrer, wie er ihn ausdrücklich nennt, parens ac praceptor noster. So schnell war die erste Berührung zwischen Glarean und Erasmus zu einem fesselnden Bande geworden. Es giebt im Leben Glareans kein Verhältniss, das eine solche Bedeutung angenommen und solche Folgen auf alle Seiten hin nach sich gezogen hätte, als dieses sein Verhältniss zu Erasmus, in das er von der ersten Stunde an wie mit einem Zauber verstrickt worden ist. Man muss diese wichtigste aller Beziehungen und Bekanntschaften, in die Glarean je gerathen ist, in den tiefen Spuren und Geleisen verfolgen, und man wird finden, dass Glarean durch Erasmus, einige Vortheile in seiner äussern' Stellung oder Anstellung abgerechnet, in seinem innern Wesen, in Charakter und Seelenfrieden wie hauptsächlich in seiner Beteiligung an den grössten Lebensfragen der Zeit weit eher verloren als gewonnen hat. Fassen wir das gesammte Verhältniss etwas genauer ins Auge, einerseits das Verhältniss der beiden Humanisten zu einander, Glareans zu Erasmus und umgekehrt des Erasmus zu Glarean, anderseits das Verhältniss ihrer beiden zu Reformation und Reformatoren. Unsere Betrachtung wird uns den Blick in einen reichhaltigen Stoff wissenschaftlicher und allgemein psychologischer Natur versenken und werden wir damit theils wieder einige entscheidende Charakterzüge in das Hauptbild Glareans, das ja die Aufgabe unserer Blätter ist, einfügen, theils so zu sagen ein Seitenbild reformatorischer Zeitgeschichte an den Rand dieser Blätter zeichnen.

Was nun zuerst die überraschende Beherrschung Glarean's durch Erasmus von Tag und Stunde an betrifft, so war freilich der Boden dazu bei Glarean schon zurechtgelegt. Schon längst

hatte ihm der Name des Erasmus an die Ohren geklungen, der im Rufe stand, der grösste und gründlichste Kenner des classischen Alterthums zu sein und der eben damals, da Glarean mit ihm in Basel zusammentraf, auf dem Gipfel seines Ruhmes strahlte. Es ist kaum zu sagen, mit welcher Ehrfurcht sich Glarean diesem Gelehrten in der ersten Zeit der persönlichen Bekanntschaft zu Füssen legte und jedes Wort, das von dessen Lippen floss, wie einen Orakelspruch aufnahm. Was für einen hochveredelnden Einfluss hätte Erasmus auf den enthusiastischen Jüngling üben können, wenn er im Charakter so erhaben gewesen wäre als in der Wissenschaft, und wie leicht hätte sich Glarean durch einen Erasmus in die Reihen der begeisterten Reformationsfreunde stellen lassen, wenn Erasmus selber hier zu finden gewesen wäre. Wie hätten beide, Lehrer und Schüler, mit den gewaltigen Waffen ihrer Wissenschaft und Bildung dem gefahrvollen Glaubenswerke im Kampfe gegen verhärtete Unwissenheit und Sittenlosigkeit die hülfreichsten Dienste geleistet und der Nachwelt die Freude verschafft, in ihnen segensvolle Mitarbeiter an der Förderung wahren Humanismus und wahrer Humanität zu sehen, statt dessen wir nun den Schmerz haben, sie beide und namentlich auch unsren Glarean als die anfänglich zweideutigen Zuschauer und später leider als die offen widerstreitenden Gegner der Reformation und Reformatoren betrachten zu müssen. Das lässt sich zumal bei Erasmus fast nicht verständlich machen. Wer hat, bevor Luther und Zwingli auf den Kampfplatz hinaustraten, die schärfsten Angriffe gegen die verfallene Kirche gerichtet als Erasmus? Wer hat die Scholastik und die Theologen als scholastische Handlanger und Mechaniker, wer die barbarische Unwissenheit des ganzen Klerus einer schärfern Kritik unterworfen als wieder Erasmus? Wer hat die Verirrungen der Mönchsorden, die Unnatur des Cölibates, die Skandale des Beichtstuhles, die Narrenzüge der Wallfahrten, das Gaukelspiel der Reliquien und so viele andere faule Aeste am Schmarotzerbaum der mittelalterlichen Papstkirche, wer hat dies alles mit einem beissendern Spott bald dem Gelächter, bald dem Abscheu der christlichen Welt blos gestellt, als es Desiderius Erasmus in seinem Lob der Narrheit, Encomion morias und in seinen Paraphrasen zum neuen Testament gethan hat! Und wie er auf solche Weise negativ der Reformation vorgearbeitet hat, so hat

er es auf anderm Wege positiv gethan. Er hat in drei Werken ein vorzügliches Material geliefert zum tiefsten und mächtigsten Princip der Reformation, zu einer wissenschaftlichen Erforschung der heiligen Schrift, welche unabhängig von einer äussern Autorität wie von einer gewissen dogmatischen Meinung, nur nach dem eigensten innersten Gehalt des Bibelwortes zu fragen hat. Erasmus ist es gewesen, der ausserordentlich gewissenhaft die erste Ausgabe des neuen Testamentes in der griechischen Ursprache besorgt hat. Er schloss der Ausgabe, welche 1516 bei Frobenius in Basel erschien, eine lateinische Uebersetzung an, die von der Vulgata oder von der kirchlich anerkannten Uebersetzung bedeutend abwich. Darob wurde er von kirchlicher Seite hart angegriffen. Aber kluger Weise hatte er sein Werk dem Papste Leo X. gewidmet und vom Papste besten Dank und Beifall erhalten. Hinter diesen päpstlichen Dank und Beifall konnte er sich gelegentlich verbergen, wenn ihn die Kirchen- und Schulherren mit den Galläpfeln ihres Zornes zu reichlich bedenken wollten. Die zweite Arbeit waren die Adnotationes oder Anmerkungen, die er zum neuen Testament machte und mit denen er zum ersten Mal zeigte, wie man die Bibel sprachlich behandeln müsse, um durch eine gesunde Worterklärung ihren unverfälschten Sinn zu erfassen. Und drittens erschien von ihm im Jahr 1523 die Paraphrasis des neuen Testamentes d. h. eine Erläuterung oder Auslegung der neutestamentlichen Wahrheiten und Lehren. Das waren drei Arbeiten von unschätzbarem Werthe, ausgeführt mit gründlicher Gelehrsamkeit, nach richtigen Prinzipien und von einem vorurtheilsfreien Standpunkt aus. Man darf es mit vollem Rechte sagen, dass Erasmus mit diesen drei Arbeiten der exagetischen Theologie durch die objektiv philologische und sachliche Interpretation hiedurch die Richtung gegeben, die sie bis auf den heutigen Tag behalten bat, eine Richtung, welcher jeder redlich forschende Interpret und Exeget zustimmen muss, dass es nämlich sein oberstes Augenmerk sein soll, nicht mit vorgefassten Meinungen an die Bibel heranzutreten und diese Meinungen, so gut oder schön sie auch sein möchten, in die Bibel hineinzuzwängen, sondern das Wort in der Bibel gerade so wie es dasteht zu nehmen, es nach seiner sprachlichen Bedeutung zu fassen und daraus nicht mehr und nicht weniger zu machen als darin liegt. Eben diese Arbeiten waren es,

die Erasmus gerade unter den Händen hatte, als Glarean von Köln nach Basel kam und zu ihm ins Haus trat. Sollte es uns Wunder nehmen, dass sich die hohe Achtung, die Glarean vor Erasmus schon im Gemüthe trug, zur völligen Bewunderung steigerte, als ihn Erasmus in diese Arbeiten hineinblicken liess und ihm die Ideen auseinander legte, nach denen alles angefasst und behandelt wurde! Aber warum denn, so fragen wir nun, hat Erasmus so fremdartig zu Reformation und Reformatoren hinübergeblickt als in ein ihm ganz entlegenes Gebiet, er, der auf der gleichen Seite war, auf dem gleichen Boden stand, den gleichen Feind bekämpfte, er, der negativ und positiv so gewaltig mitgeholfen hat, die Reformation in die Zeit und ihr Geschlecht hereinzu ziehen! Warum? Das hat einen ganz andern Grund. Erasmus ist mehr eine Natur des die Form messenden Verstandes als des in die Tiefe reichenden Gemüthes. Er ist ein unbedingter Verehrer des klassischen Alterthums, an dem er den strahlenden Gedanken in der reizenden Hülle, den schwungvollen Geist im kunstvollen Gepräge mit Entzücken beschaut. Erasmus schwebt immer im Sonnenglanz, droben auf den Höhen der schönen Geister, aber nie drunten in den mächtigen Bedürfnissen des Volkes und der Volksherzen. Er hat die scharfen Streiche gegen die Theologen seiner Zeit weniger deshalb geführt, weil es ihnen an wahrer Frömmigkeit fehle, als weil sie in einer kläglichen Unwissenheit standen. Er will darum die versunkene Kirche durch die schönen Wissenschaften heben. Das klassische Latein soll das Kloster- und Küchenlatein verdrängen, die klassischen Dichter und Prosaiker sollen die Musterbilder sein, nach denen man denken und reden lernt, das gemeine Leben mit seinen rohen Sitten soll gleichsam den idealen Hauch der Musen in den Mund bekommen und den hübschen Schritt der alten Kunst und Sitte anschlagen. Das alles scheinen ihm die Kirchenverbesserer nicht gehörig zu verwerten oder zu verstehen. Er sieht in der Reformation eine Misachtung der klassischen Ideen und gebildeten Formen. Er macht den Reformatoren und besonders Luthern den Vorwurf, sie fangen die Sache nicht fein genug an, fahren zu grob aus, schlagen mehr mit der Glaubensruthe als mit der Wissenschaftsleuchte auf die Zeit los. So denkt und spricht und schreibt Erasmus, und gerade so, bis auf das Wort hinaus, thut es auch Glarean. Er lässt sich von

Erasmus beinahe bewusstlos, wie ein Kind vom Vater, alle diese Meinungen und die ganze Anschauung von der Reformation ein für allemal geben, er hat diese Anschauung durch sein ganzes Leben festgehalten und ist darin gestorben, ohne sich durch Thatsachen und Personen, welche die Reformation in ein anderes Licht stellen, aus dem Gitter seines Gesichtskreises, hinter das er sich verschlossen hat, herausheben zu lassen. Sie beide, Erasmus und Glarean, vergessen, dass es sich um die höchste aller Fragen handelt, was ist Wahrheit und was nicht, vergessen, dass diese Frage, mächtiger als alle schönen Formen, in der innersten Tiefe des menschlichen Herzens und Lebens liegt, und beide vergessen, dass eine im Aberglauben verlorene Kirche nicht mit glattgelesenen Versen gerettet, eine neue Kirche nicht mit virgilischen Hexametern oder horazischen Oden zu Stande gebracht wird. Erasmus hat die Schäden der Kirche ungescheut aufgedeckt und gebrandmarkt; aber als es an die Frage ging, was nun an die Stelle der von ihm verspotteten Missbräuche treten sollte, stand er rathlos da und zog, nach allen Seiten nur Schmähungen auswertend, seines Weges weiter. Auch hierin hat Glarean mit ihm getreulich Schritt gehalten, wie wir in seinem Betragen gegen Zwingli, Oekolompadius und andere sehen werden. Zu einem Werk wie die Reformation, die Glaubensläuterung und Kirchenrettung war, bedurfte es eines für Glauben glühenden Herzens, eines zur Wahrheit drängenden Hungers, einer vor keinem Kampf zurückbebenden Standhaftigkeit und vor allem einer für die Mühsale und Irrsale des armen Volkes innig fühlenden Menschenliebe, lauter Eigenschaften, die Erasmus nicht in seiner Natur trug, die dagegen das innerste Wesen eines Luthers und Zwingli ausmachten. Eben desshalb hat sich zwischen ihn und sie jene Kluft gespannt, hat sie von Anfang an auseinander gehalten und hat sie je länger je mehr von einander abgeschlossen. Es ist nicht eigentlich wahr und nur blosser Schein, Erasmus sei bis auf seiner Seele Grund in's Christenthum vertieft gewesen und habe Christum als seines Lebens, seines Wissens und Denkens bester Quell angesehen. Das hat auch Glarean einmal geglaubt und hat es ebenso gesagt. Aber er hat sich mit vielen andern täuschen lassen. Es verhielt sich bei Erasmus anders. Er trieb alles, was er unter die Augen und Hände nahm, mit einer geistigen Spannung und Innig-

keit. So lange er in der Sache war, ging er darin auf, mochte es nun eine Aufgabe auf dem Boden der christlichen oder der klassischen Welt sein. So ging es bei ihm eben auch mit der Bearbeitung des neuen Testamente und diese fiel gerade in jene Jahre, da Glarean mit Erasmus die erste Freundschaft schloss und pflegte. Hier war Erasmus, so lange er über dem neuen Testamente sass, ganz Christ, sprach immer von Christus, stellte in allen Dingen Christus voran, und musste daher auf jeden, der in seine Nähe kam, den Eindruck machen, Christus gehe ihm über alles, er lebe und webe unablässig in Christus. Das ist der Eindruck, den von Erasmus in jener Zeit auch Glarean bekommt und zwar in hohem Masse, ja Glarean, empfänglich wie er ist für jeden grossen Gedanken, lässt sich diese damals bei Erasmus sprudelnde Christusfreude auch in das eigene Herz einströmen und ist nun ebenfalls von Christus ganz erfüllt. Er schickt darüber im September 1516 dem Erasmus, der kurz vorher von Basel abgereist ist, einen Brief nach. Es geht in's Ueberschwängliche, was für Gefühle des Dankes, der Verehrung und Bewunderung Glarean gegen Erasmus zu Worten bringt. Er liebe ihn, den Erasmus, schreibt Glarean, als das höchste Gut, er liebe nichts wie ihn, er liebe niemand wie ihn. Ihm, dem Erasmus, habe er sein Bestes und Höchstes zu verdanken, und von allen Wohlthaten, die ihm Erasmus erwiesen habe, sei die werthvollste die, dass er ihn gelehrt habe an Christus Gefallen finden, ja noch mehr, Erasmus habe ihn sogar gelehrt Christum nachahmen, Christum verehren, Christum lieben. Etwas Heilsameres und Würdigeres als dies, ruft Glarean aus, könnte mir armen Menschen nicht zu Theil werden. Darum kann ich Dich, theurer Erasmus, nie vergessen. Dein Bild schwebt mir unaufhörlich vor den Augen. Ich sehe Dich im Schlafe, ich sehe Dich bei Tische. Du weckest den Schlafenden auf, Du unterrichtest den Ünwissenden noch aus der Ferne! O mein liebster Freund, Lehrer und Führer, was bist Du mir alles geworden und wirst es mir immer bleiben! Möge Dir Christus würdig lohnern für alles, was Du um mich verdient hast!

Wenn wir diesen Brief den Worten nach taxiren, so müsste uns dünken, beide, Erasmus und Glarean, seien von Christus bis auf die innersten Tiefen der Seele durchdrungen und überwältigt gewesen für immer. Aber das waren beide nicht. Vorab nicht

der Lehrer und hintenher auch nicht der Schüler. Bei Erasmus war die Ausgabe des neuen Testamentes, die allerdings mit dem grössten Interesse und Verständniss ausgeführt wurde, doch lediglich eine Kopfarbeit, verrichtet vom reflektirenden Verstande, woran das Herz nur wenig oder keinen Anteil hatte, es war das Ruhmeswerk des Gelehrten und nicht der Liebesdienst des Christen. Sobald die Arbeit vollendet war, trat für Erasmus Christus wieder in den Hintergrund, und die schönen Wissenschaften mit den Klassikern in den Vordergrund, diese nahmen dem Evangelium den nur kurze Zeit eingeräumten Vorrang wieder weg. In die nämliche Bewegung rückwärts sehen wir auch Glarean gerathen. Auch er lässt sich seinen Christus, den er so innig umfasst zu haben schien, wieder entgleiten und nach und nach fast völlig verloren gehen. Wie ganz anders steht es in dieser Beziehung bei den Reformatoren, die von Christus und Evangelium durch keine Gewalt, woher sie immer auf sie eingedrungen wäre, abbringen lassen, und was haben sie dadurch für sich selbst gewonnen! Welche Einheit ihres Bewusstseins, welche Erhabenheit ihres Glaubens, welche Seligkeit ihres ganzen inwendigen Lebens, mag auch das äussere in vielen Bedrängnissen verlaufen! Wie manchen Triumph in der stillen Seele hätte Glarean gefeiert, wenn er mit einem Zwingli, der ihn so getreu an die Hand genommen hatte, in der grossen geistigen Richtung verblieben und demselben Ziele des Lichtes zugeeilt wäre, und was muss er nun durch das ganze Leben hindurch entbehren, weil er sich nicht zu dieser religiösen Gewissheit zu bestimmen vermag! Mit dem Abscheu gegen die alte und mit dem Widerwillen gegen die neue Kirche hat er im eigenen Gemüthe keinen Grund und keinen Stand mehr, er weiss nicht, wohin er gehört und fällt so einer innern Zerklüftung, einer unseligen Verdüsterung anheim, die ihn, je näher er seinem Ende kommt, desto dunkler umfängt. Alles seinem Erasmus zu lieb, und doch müssen auch diese Bande reissen, die ihn mit Erasmus verknüpfen, ja Glarean muss, was andere sahen und sagten, doch auch noch an sich selbst erfahren, dass Erasmus kein Mann des Gemüthes und ächter Freundschaft, sondern des Verstandes und des dem Verstande zunächst liegenden Interesses sei. Das hat er mehr als einmal mit allen Schmerzensgefühlen tiefer Wehmuth empfunden. So lange sich

Glarean unter Erasmus, den hoch hinaus ragenden Gelehrten demüthig duckte, war er der liebe gute Glarean, der an allen Orten empfohlen wurde. Aber sobald Glarean etwas an und für sich gelten wollte, schlug Stimmung und Gunst gegen ihn um. Denn Erasmus duldet nicht leicht einen, der an seiner Seite selbstständig sein oder selbstständig werden wollte. Er liess ihn gern neben sich herlaufen wie einen Planeten um die Sonne, so lange er mit seinem übergewaltigen Strahlenschein den schwachen Schimmer übergläzen konnte. In dieser starken Selbsterhebung und geradezu Eitelkeit ist auch eines jener Motive verborgen, die es uns erklären, warum sich Erasmus in seiner fremden oder feindlichen Haltung gegen Reformation und Reformatoren so hartnäckig versperrte. Er fühlte, je mehr er der Bewegung zuschaute, dass er sich verspätet hatte und mit seinem Namen nicht unter den Vordersten im Zuge stand. Solchen Männern, die im Zeitalter hoch stehen und von ihm in ihrer Höhe gefeiert werden, begegnet es nicht selten, dass sie eine neue Erscheinung oder Bestrebung, die ohne sie bestehen will, nur ungern anerkennen und sich nicht unter ihre Macht stellen wollen. Das wollte ebenfalls auch Erasmus nicht und wollte hievon dann nicht einmal sich selbst geschweige andern ein Geständniss ablegen. Er suchte bestmöglich den Eindruck zu verwischen, dass ihm die Führer der wachsenden Kirchenbewegung vorausgeeilt und er von Zeit und Volk dahinten gelassen sei. Wenn dann Luther oder Zwingli wieder einen Schritt thaten oder eine Schrift veröffentlichten, so war es Erasmus, der an ihrem Verdienste nicht viel gelten liess und meinte, sie nehmen alles, was sie bringen, aus seinen eigenen Büchern und zünden jedes Flämmchen an demjenigen Lichte an, welches er selber schon lange vor ihnen auf den Leuchter gesetzt habe. Und doch gibt ihm Glarean auch hierin wieder Recht, er, der von diesem gewaltthätigen Druk des Erasmus für seine eigene Person zu leiden hatte, und Glarean ist nicht im Stande, mit freierm Blick herauszufinden, dass die selbstsüchtige Sorge für eigene Geltung und Grösse mitspielt, wenn Erasmus sich und ihn von der Sache der Reformation zu trennen trachtet. Kurz, von welcher Seite wir das Verhältniss zwischen Erasmus und Glarean besichtigen mögen, Glarean erscheint uns besonders in den ersten Jahren des Umganges in einer unbedingten Abhängigkeit von

Erasmus. Er steht, wo er in dessen Nähe tritt, um ihn herum da wie ein von jenem Strahlenglanz geblendetes Kind, den der überall gepriesene Gelehrte von sich in die Welt hinaussendet, und wäre Glarean nicht von diesem Glanze geblendet, so würde er es von der Gunst und Güte, mit der ihn seinerseits Erasmus überhäuft. Aber nie können wir doch in diesem ganzen Verhältniss begreifen, dass Glarean, der durch sein weiches tiefes Gemüth mit einem Zwingli und Luther viel inniger als mit einem Erasmus verwandt ist, fast unablösbar an den im kalten Widerschein ästhetischer Formen sich gefällig spiegelnden Erasmus gekettet bleibt und von ihm nicht überzugehen vermag zu jenen begeisterten Kämpfern für höchste Wahrheit und Freiheit, denen ein entglühtes Herz voll heiliger Sympathie für des Volkes Wohl und Weh das Feuer zur mächtigen Rede und zur opfernden That spendet. Allein es ist nun einmal so. Wir müssen uns darein schicken, unsren Glarean mit seinem reichen Gemüth und Verstand, mit seiner hohen Wissenschaft und Bildung für die Reformation auf immer verloren zu nennen. Sein Gang von Köln nach Basel ist und bleibt uns daher, in dieser Richtung zur Reformation gemessen, kein auf- sondern ein absteigender Weg. Zu Köln hat er den Fuss noch hinaus in eine öffentliche Parteiung und Beteiligung an reformatorischen Prinzipien gesetzt. Zu Basel zieht er diesen Fuss für alle Zukunft zurück und schliesst sich gegen die ringenden Kämpfe der Zeit hinter der Thüre seiner Studirstube mehr und mehr ab. Hier, in seiner Bursa und an seinem Schreibtisch, wollen wir ihn denn aufsuchen und bei ihm verweilen, bis er von uns scheidet und zur ewigen Ruhe entschlummert. Und wir thun es, so sehr uns seine Entfremdung von der Reformation schmerzt, doch mit hoher Achtung und bezeugen, Glarean ist auch hier, in der klassischen Jugendbildung und Wissenschaft, der erlesene Mann. Wir gehen gerne daran, die Dienste und Verdienste, die er durch seine didaktische, akademische und schriftstellerische Thätigkeit leistet, in das sammelnde Blatt des Gedächtnisses einzuschreiben.

Wirklich ist er zu Basel ohne Säumen darauf bedacht, seinen Lehrberuf so, wie er ihn zu Köln begonnen, wieder aufzunehmen und seine Burse einzurichten. Er miethet sich dazu ein geräumiges Haus und nimmt darein etwa 30 Zöglinge, wo möglich mit recht

guten Anlagen auf, triginta, sagt er, optimæ indolis juvenes. Sie haben in seinem Hause Wohnung, Kost und Unterricht zugleich und dies alles für eine geringe Entschädigung. Das jährliche Kostgeld betrug 16 Gulden und das Honorar für den Unterricht war so bescheiden angesetzt, dass es zu Zeit und Arbeit, welche Glarean den Zöglingen widmete, in keinem Verhältnisse stand, quamvis, schreibt er selbst, labori meo non satis respondeat hoc præmium. Die Unterhaltung geschah immer lateinisch und brachte den Schülern eine grosse Gewandtheit, sich über alle möglichen Gegenstände des Lebens in einem guten Latein richtig auszudrücken. Im Unterricht wurden lateinische Schriftsteller behandelt, vorzugsweise Livius mit seiner römischen Geschichte, und Aulus Gellius, der als Rhetor und Grammatiker im zweiten Jahrhundert — nach Christus — zu Rom lebte und in seinen »attischen Nächten« noctes atticæ, ein reichhaltiges und sehr werthvolles Material von historischen, grammatischen und antiquarischen Notizen und Fragmenten geliefert hat, das sich in der Art und Weise, wie es Glarean zu verwerthen verstand, zu einem Schulunterricht vortrefflich eignete. Dazu kamen noch Uebungen im Griechischen. In diesen Bursen Glareans behaupteten die Glarner immer einen ehrenvollen Platz. Es waren die Zöglinge aus Zwingli's gestifteter und vorzüglich geleiteter Lateinschule. Dazu, dass sie gewöhnlich und so gerne zu Glarean übergiengen, führte theils die Landsmannschaft, weil Glarean eben auch selber Glarner war, theils die Zuneigung Zwingli's, der sie seinem Freunde zuwies, theils und vornämliech die wissenschaftliche Tüchtigkeit Glareans, dessen Ruf weithin gieng und seiner Burse einen solchen Namen verlieh, dass ihr über die Bursen jener Zeit ein eigentlicher Vorrang zukam. Unter den glarner Schülern zeichneten sich die Tschudi aus, Valentin, der älteste Sohn des Ritters Marquard Tschudi dann Peter und Aegidius, die Söhne des Ritters Ludwig Tschudi. Aber auch Johannes Heer, Gallati, Zöglinge anderer Kantone wie Jakob Amann aus Zürich, Jakob von der Gilgen (Lilien) aus Luzern und andere galten als vorzügliche Schüler und gaben später als Männer in verschiedenen Aemtern und Diensten ihre bei Glarean erworbenen Fähigkeiten und Kenntnisse auf rühmliche Weise zu erkennen. Der Geist, der in Glareans Burse waltete, war in jeder Beziehung gut und wurde nicht, wie es so oft geschah und noch

geschieht, vom Lehrer in blossen Worten anbefohlen, sondern in einem vorleuchtenden Beispiel den Schülern eingeprägt. Ein emsiger Fleiss galt bei Magister und Scholaren in den ernsten Studien, die nicht einem scholastischen Formelkram, sondern der gründlichen Kenntniss und der ächten Bildung in den schöner Wissenschaften gewidmet wurden. Eine untadelhafte Sittlichkeit bewährte Glarean sowohl in seinem eigenen Verhalten, was alle seine Freunde und besonders Erasmus oft in lautem Lob hervorhoben, als auch in der Aufsicht, die er über seine Zöglinge handhabte, so dass er keinerlei unordentliches und ungezogenes Wesen, wie es damals in andern Schulen doch oft zu sehen war, in seinen Bursen duldet. Um seine jungen Leute in einer reizenden Form zusammenzuschliessen und unter ihnen, was immer die psychologische Rechnung einer guten Pädagogik ist, einen gewissen edeln Ehrgeiz zu wecken, machte er in seiner Burse einen römischen Staat zurecht und theilte die altrömischen Aemter aus. Da gab es einen Senat, der eine Zögling war Consul, der andere Censor, Prätor, Aedil, Tribun u. s. w. Die ganze Einrichtung diente noch dazu, die Schüler recht anschaulich in das römische Wesen einzuführen und unter ihnen die römische Amts- und Verkehrssprache im grünenden Lebensstil einzuüben. Im Namen dieses »römischen Senates und Volkes« senatus populus que romanus, sendet er dann, höchst gemüthlich, in seinen Briefen an Freunde Grüsse und andere Mittheilungen. In allen diesen Dingen und im ganzen Wesen der Burse stellte er sich seinen Schülern nicht als der schroff gebietende Lehrer gegenüber, sondern stand, wie er den Geist hiefür eben schon von Köln mitgebracht hatte, zu ihnen in einem viel nähern und trautern Verhältniss. Es war hier nicht nur der Austausch von Gedanken zwischen Verstand und Verstand, sondern auch von Gefühlen zwischen Gemüth und Gemüth. Man that die Aufgabe nicht ab im theoretischen Verkehr trockener Begriffe und kalter Be trachtungen, es gieng durch alles eine gewisse Wärme, eine tiefere Empfindung, ein sorgsameres Wesen. Man reichte sich als Haus- und Tischgenossen, als Freunde und Brüder die Hand, und Glarean hat sich manches Zöglings mit einer väterlichen Treue angenommen, auch dann noch, wenn derselbe über die Schwelle seiner Anstalt hinausgeschritten war. Kann man sich ein innigeres Verhältniss

denken, als es Glarean zu seinem geliebten Peter Tschudi unterhielt? Kann einem Schüler der Lehrer eine Moral in reinerm Sinn, ein Ideal in schönerm Wort darbun als Glarean beides diesem Peter Tschudi giebt? Welche Auffassung der Sache und welche Liebe zum Zögling! Das eine wie das andere auf einem Standpunkt, dem sich keine selbstsüchtige Engherzigkeit, keine Habsucht und Gewinnsucht nahen durfte. Zu solcher Opferung, die ihre Stunden nicht nach Gegenrechnungen abzählt, war Glarean von innen geweiht. Ihm stand im Vordergrund nicht die Frage, was er ökonomisch durch seine Schüler, sondern was seine Schüler geistig und sittlich durch ihn werden. Wir dürfen es sagen, er konnte in seinem Bildungs- und Erziehungsdienst den eigenen Vortheil übersehen, ja dürfen es sagen, seine Burse ist nie zur »Börse« geworden, und müssen es wünschen, möchten alle Bildungsanstalten und Erziehungsinstitute von solchem Sinn getragen sein und es nie drauf anlegen, blosse Geldspekulation zu treiben und vor den finanziellen Interessen des eigenen Gewinnes die andern viel höhern Interessen des bleibenden Verdienstes, die eigentlichen Zielpunkte und Ehrenzeugnisse der Anstalt aus dem Herzen und aus dem Hause zu verlieren, ein Verfahren, das zu einer schweren Verschuldung an den anvertrauten Zöglingen werden kann. Aber wie oft lässt sich das Publikum von den grossen Zahlen sogar blenden und meint, je höher der Preis der Pension stehe, desto wundersamer werden die Leistungen der Pension werden und in glänzenden Resultaten an den Tag treten, bis man erfährt, der Glanz liege mehr in den ausgegebenen Goldstücken als in den eingenommenen Kenntnissen. Von allen solchen Dingen ist bei Glarean und seiner Burse nichts wahrzunehmen. Hingegen macht sich hie und da ein anderer Fehler Glarean's bemerkbar, der an seinem Wesen, was wir auch schon besprochen haben, überhaupt haftete, das ist die Wandelbarkeit seines Sinnes, eine gewisse Launenhaftigkeit, bei welcher die Güte rasch in das gerade Gegentheil umschlagen konnte. Daher mag es kommen, dass sich der Zögling Valentin Tschudi einmal in einem Brief an Zwingli darüber beschwert, Glarean kenne in der Liebe kein Mass, aber ebenso keines in Hass und Zorn, ut non, sagt er, iræ odiique sui metam sistat. Doch begleitet der Schüler seine Bemerkung mit der Parenthese, er möchte es mit der gütigen

Erlaubniss Glareans gesagt haben, bona ejus venia dixerim, und vielleicht hat es Valentin auch selbst in einer übelgestimmten Laune geschrieben. Es ist ja sehr begreiflich, dass sich unter so vielen Zöglingen von ungleicher Natur und Neigung der eine nie gerade so wie der andere auf allen Gängen, die man mit ihnen einschlägt, angesprochen oder befriedigt fühlt, und wären Lehrer und Leitung von einer noch so ausgezeichneten Vortrefflichkeit. Jedenfalls war die Aufgabe gross und schwer und nahm so, wie Glarean sie zu lösen strebte, des Lehrers volle Thätigkeit in Anspruch. Er spricht sich darüber zu verschiedenen Malen auch selber aus und sagt, er sei theils durch den Unterricht, theils durch die Beaufsichtigung seiner zahlreichen Schüler fast unablässig an sein Haus gefesselt. Dennoch ward es ihm bei seinem rastlosen Fleisse möglich, noch immer Zeit für schriftstellerische Arbeiten zu finden, ja wir müssen uns verwundern, in welch weitem Kreis von allerlei Stoffen sich Glarean mit seiner Feder bewegt und wie viele Werke, meistens theils vorzüglicher Art, aus seinen Mussestunden an das Licht getreten sind.

Er hatte seine Burse zu Basel nicht lange eröffnet, so zog es ihn dazu hin, mit einem neuen Produkt seines Talentes zu erscheinen und zwar wieder auf dem Gebiete der Poesie. Mit jenem Lobgedicht auf Kaiser Maximilian hatte er einen überraschenden Erfolg erreicht, als poeta laureatus war er von Köln nach Basel gekommen. Wie erklärlich, dass er sich als Dichter wieder versuchte und zu dem ersten im Ruhme noch frisch grünenden Lorbeerblatt ein zweites hinzuzufügen trachtete. Diesmal galt es seinem eigenen Land und Volk, der lieben Heimath Helvetien. Wie ist Glarean hierauf geleitet worden? Dass er eine eigentliche Begeisterung für sein Vaterland im Herzen trug, haben wir schon auf seinen Schulwegen durch Bern und Rottweil bemerkt, wo in ihm die ähnlichen Gedanken schlummerten, sein theures Heimathland und dessen Freiheit in würdiger Weise zu erheben. Es bedurfte nur eines anregenden Momentes, und das schöne Seelenbild wurde zur sichtbaren Lebensgestalt. Dieses Moment kam denn auch. Der Chorherr Heinrich Uttinger aus Zürich traf auf seiner Heimreise von Strassburg her in Basel ein und machte bei Glarean einen Besuch. Sie besprachen sich über das Vaterland, und geriethen, je weiter das Gespräch gieng,

immer tiefer in die ältere Schweizergeschichte. Die ganze Unterhaltung liess bei Glarean einen treibenden Stachel zurück. Er fasst sofort den Entschluss, sich dem hohen Gegenstande auf die angelegentlichste Weise zu widmen und alles dasjenige zu sammeln, was die besten Schriftsteller über Helvetien geschrieben und berichtet haben. So entstand seine Beschreibung der Schweiz oder sein Helvetien und erschien im Jahre 1515 zu Basel. Die Vorrede zu derselben richtet Glarean wie eine Anrede eben an den genannten Canonicus oder Chorherrn Utinger und setzt ihm darin noch genauer auseinander, was ihn so sehr dazu gedrängt habe, das Werk zu verfassen. Einerseits glaube er, schreibt Glarean, es werden durch dasselbe andere eine Handhabe, ansa, erhalten, um noch zu grössern Forschungen auf diesem Gebiete der Vaterlandskunde zu schreiten; anderseits sei es Zeit, den falschen und feindlichen Stimmen entgegenzutreten, die schon so lange über sein Vaterland in einer höchst frechen Sprache — *petulantissima lingua* — ihre böswilligen Urtheile abgegeben hätten. Man ziehe gegen uns los, als wären wir keine Christen, als hätten wir keinen Verstand, und hätten wir auch einen solchen, so wüssten wir ihn doch nicht zu gebrauchen. Wir sehen, dass die »Schweizerkühe«, die stehender Ausdruck bis auf den heutigen Tag geblieben sind, schon damals, zu Glareans Zeit, im Gang und Schwunge waren. Man mache, fährt Glarean fort, es uns zum Vorwurf, dass wir unsere Freiheit auf dem Wege der Gerechtigkeit und Waffenthat wahren, dass wir nicht Gewalthabern unterwürfig seien und dass wir unser Gemeinwesen auf ehrenhafte Weise verstärken. Ob es denn besser sei, einem Porsenna zu dienen als nach dem Vorbilde jenes Mutius Scävola mitten in Feuer und Todesdrohungen einen unerschütterlichen Muth zu behaupten, quasi melius sit Porsennæ servire quam Mutii exemplo inconcussum animum in igne et minis gerere! Wer solchen Lästerern das unverschämte Maul stopfe — quis rictus impudentissimos obstruet? Eines tröste ihn, sagt Glarean, dass jetzt, bei seinen Lebzeiten, in der Schweiz sehr viele vorzügliche Geister, plurima et praecclara ingenia, auftreten, wie Ulrich Zwingli und Joachim Vadian, Heinrich Wölfflin aus Bern, Lupulus Arctopolitanus, sein Lehrer Michael Rubellus von Rothweil, Erythropolitanus, die 3 Amerbache, Bruno, Basilius und Bonifacius, baslerische Sterne, urbis Rauriacae

sidera. Von ihnen allen aber mache es keiner so und fahre gegen andere Nationen in Wort und Schrift grimmig los, wie es jene Verläumper der Schweiz thun. Wir haben schon hier in der Vorrede den Beweis, dass Glarean als ein guter Schweizer für sein Vaterland warm einsteht, und in diesem Geiste ist denn auch sein ganzes Werk gehalten. Es führt eigentlich den Namen *Descriptio Helvetiae et Panegyricon tredecim Helvetiae partium oder civitatum, Beschreibung der Schweiz und Lobgedicht ihrer 13 Kantone.* Es zerfällt also in zwei Theile, welche beide, auch die *Descriptio*, in Form eines Gedichtes mit Hexametern verfasst sind. Der erste Theil, die *Descriptio Helvetiae* oder die Beschreibung der Schweiz ist eine kurz entworfene Geographie des Schweizerlandes, in welcher die hervorragendsten Gegenden, Gebirge, Flüsse, auch etwa Ortschaften, Bäder u. s. w. aufgeführt sind. Der zweite Theil, das *Panegyrikon* oder das Lobgedicht hebt mehr die geschichtlichen Momente der 13 Kantone hervor, doch eben auch nur in summarischer Art, in oft nur flüchtiger Berührung, und ist eine poetische Verherrlichung der gesammten Eidgenossenschaft, allerdings mit zahlreichern Stellen von dichterischem Odem als der erste etwas trockene Theil darbietet. Das Ganze ist der Erguss eines aufrichtigen Patriotismus und die Arbeit eines emsigen Fleisses, jedoch von der Art, dass man immerhin keinen strengen Massstab grosser Idee, vollendet Form, erhabener Poesie daran legen dürfte. Die zweite Auflage erschien schon vier Jahre nach der ersten, nämlich 1519, als Glarean in Paris war, und diese Ausgabe war mit einem fortlaufenden Commentar aus der Hand seines uns wohlbekannten Freundes Oswald Mykonius von Luzern begleitet. Damals war Mykonius Schulmeister, Iudimoderator, zu Zürich, und sagt in seiner eigenen Vorrede zu dieser zweiten Ausgabe, er sei von Glareans und seinen eigenen Schülern ersucht worden, zu diesem Werke, das überall willkommen geheissen werde, einen Commentar zu setzen, da sich eben gar viele beklagten, sie könnten das Buch mit seinen oft kurz gehaltenen oder nur dunkeln Andeutungen nicht verstehen, wenn es nicht mit geographischen und geschichtlichen Erklärungen beleuchtet werde. Dieser Aufgabe unterzog sich Mykonius bereitwillig und arbeitete einen ganz guten Commentar aus, der jedoch hie und da noch eine Lücke liess oder eine Unrichtigkeit

angab. Das war ein Wink, an das Werk noch einmal eine verbessерnde Hand anzulegen, und das that denn Glarean nach drei Jahrzehenden selber, wiewohl er die Arbeit seines Freundes Mykonius im Jahre 1519 mit dem vollsten Danke begrüsst und belobt hatte. Im Jahre 1554 gab er sein Helvetien, Descriptio und Panegyricon, wieder in Basel heraus und fügte nun seine eigenen vervollständigenden, bald nöthig, bald unnöthig angebrachten Anmerkungen, adnotationes oder wie er sie nennt accessiones hinzu. Diesmal jedoch hat Glarean des Guten zu viel gethan. Er berichtigte oder ergänzte nicht nur die geographischen Angaben, da inzwischen die Rhätia seines Schülers Aegidius Tschudi erschienen war, ein Buch, von dem Glarean sagt, es sei seit tausend Jahren kein besseres im topographischen Wesen herausgekommen, nein, Glarean änderte oder beseitigte sogar viele andere Stellen der zweiten Ausgabe, besonders alle diejenigen, welche Mykonius zu Ehren Zwinglis und der andern Reformatoren in seinem Commentar angebracht hatte. Hier treffen wir unsren Glarean wieder an einem Wechsel- und Wendepunkt an, wo uns über ihn ein aufrichtiger Schmerz erfasst, ja er hat in dieser Correctur seines Helvetiens der Feder einen Zug gelassen, der genugsam geeignet wäre, die Freude des Lesers am ganzen Werk um viele Grade herabzustimmen. Er steht, was wir im entschuldigenden Sinne bemerken wollen, allerdings, da er es schreibt, in seinem 65. Jahre, ein Dezenium vor dem Schlusse seiner Tage und ist in die Verbitterung über die Glaubenskämpfe seiner Zeit nun schon zu tief eingeklemmt. Aber dass er an seinem eigenen löblichen und gelobten Werk und besonders an den Wahrheitszeugnissen seines früher so theuren, nunmehr verstorbenen Freundes Mykonius ein so schneidiges Messer der Verstümmelung und Verwundung ansetze, das hätten wir doch nicht gedacht. Was in der vorangegangenen Ausgabe irgend zum Lobe Zwingli's und der Reformation lautete oder gedeutet werden konnte, das merzte Glarean aus, expunxit, sagt der zürcherische Herausgeber des Werkes vom Jahr 1736, und machte dagegen seine Worte reicher und schöner für den Papst, die Wallfahrten, die Heiligen u. s. w. Er möchte überhaupt alle Lobsprüche, die sein erstes Helvetien im Schoosse trägt, in dieser dritten Ausgabe anders gefasst wissen und spricht sich darüber mit scharfen Zeilen in dem Zueignungsbriefe aus, in

der epistola nuncupatoria, welche er der Correctur voransetzt und die er seinem einstigen Schüler, Hieronymus von Roll, einem jungen Solothurner aus vornehmer Familie widmet. Aber vergessen wir auch nicht, dass Glarean in der gut katholischen Stadt Freiburg im Breisgau lehrt und lebt, während er diese Ausgabe besorgt. Durch aufrührerische Leute, schreibt er in der Epistel, seien in der Religion allerlei Meinungen und Spaltungen entstanden, variæ in religione opiniones ac sectæ, Streitigkeiten der Städte und Fürsten, welche nun dreissig Jahre lang das gesammte Deutschland beinahe zu Grunde gerichtet, pæne pessundere, und die den Deutschen benachbarten Schweizer in erstaunlicher Art geschädigt hätten, mire afflxere, so dass man sich desjenigen Werkes beinahe zu beklagen oder gar zu schämen habe, das sonst, wie er meinte, im redlichen Sinne unternommen worden sei. Wenn er nun auch im Panegyricon, im Lobgedicht, Aenderungen mache, so verfare er nach dem Spruche: tempora mutantur, nos et mutamur in illis. Die Schweizer seien von ihm in dem Sinne gelobt worden, dass er wünsche, sie möchten so sein, wie er sie schildere, d. h. sie möchten ihre Vorfahren nachahmen zumeist in denjenigen Dingen, welche auf Religion, Sitten und Heldenthaten Bezug haben, und sie sollen dabei nicht vergessen, wie es im menschlichen Leben und Wesen eben zugehe, dass der Teufel geflissentlich wie ein brüllender Löwe herumfahre und suche, wen er verschlinge, wie der hl. Petrus mahne. Dabei mochte Glarean immerhin fühlen, er sei dem Freunde Mykonius gegenüber doch nicht in einer ganz richtigen lóblichen Haltung und er müsse sich den Anschein geben, sein Verfahren zu rechtfertigen. Der Commentar, sagt er daher am Schluss der Epistel, die uns ein wahrhaft verdriessliches, aber dabei merkwürdiges Aktenstück über Glareans Gesinnung ist, sei vor 30 Jahren vom Luzerner Oswald Mykonius herausgegeben worden, als er, Glarean, zu Paris die königliche Unterstützung genossen habe. Aber schon damals, in jener frühen Ausgabe, hätte Mykonius an seinem Commentar sehr vieles zu verbessern gehabt und jetzt seien die meisten Dinge noch mehr ins Licht getreten. Da nun Mykonius jüngst gestorben sei, so falle diese Aufgabe, im Commentar Aenderungen zu machen, ihm selber zu. Es soll also niemand meinen, er thue dies mehr aus Unwillen als aus Einsicht und Rücksicht.

Was nun das ganze Werk, die Descriptio und das Panegyricon, anbetrifft, so versagt es uns natürlich die Zeit, in dasselbe genauer einzutreten und es zu einer einlässlichen Behandlung unter die Feder zu nehmen. Es könnte dies nur die Aufgabe einer hierauf gerichteten besondern Arbeit sein, welche, wie wir nicht zweifeln, ein grosses Interesse zu bieten vermöchte, wenn die vielen geographischen und geschichtlichen Verhältnisse unsers Vaterlandes, wie sie damals bestanden und aufgefasst wurden, mit denjenigen in Vergleich gestellt wären, die gegenwärtig gelten, und wenn so die damalige und die jetzige Zeit mit dem ungleichen Bestand der Dinge und der ungleichen Anschauung der Menschen gegen einander gemessen würden. Dennoch können wir nicht umhin, aus dem Helvetien Glareans eine hervortretende Hauptpartie herauszuheben und sie uns zu einer aufmerksamen Betrachtung unter das Auge zu halten. Das sind nämlich alle diejenigen Stellen des Buches, in denen die Gründung der Eidgenossenschaft und die hierauf zielenden Erzählungen von den Stiftern, von Tell, vom Bunde u. s. w. vorkommen. Wir thun dies aus zwei Gründen. Erstlich ist es bekannt, dass Glareans Helvetien, zweihundert Jahre nach der Erhebung der Waldstätte verfasst, von jeher zu denjenigen Schriften gezählt worden ist, welche für die Gründungsgeschichte der Eidgenossenschaft als Quellen und Beweismittel angesehen werden, und da wir das Buch Glareans gerade unter den Händen haben, lohnt es sich wohl der Mühe, es nach dieser interessanten Seite hin anzusehen, wie sich nämlich Glarean und Mykonius in ihren eigenen Berichten zur Stiftung des Schweizerbundes stellen. Zweitens sind wir gerade jetzt, zur gegenwärtigen Zeit, mitten in den Fragen und Untersuchungen darüber begriffen, wie wir uns das Verhältniss von Dichtung und Wahrheit, von Tradition und Thatbestand in der Entstehung der Eidgenossenschaft zu denken haben, was für Züge am aufgetragenen Gemälde wir zu bezweifeln berechtigt, was für andere wir unverkümmert stehen zu lassen genöthigt sind. Wer, der an seiner Heimath und ihrer Geschichte mit ganzer Seele hängt, wäre mit diesen jetzt hin und herschwebenden Fragen aus der ersten ältesten Bundeszeit nicht in eine rege Spannung versetzt? Wollen wir aber nun einem solchen spannenden Interesse bei Glareans Helvetien auf eine nur etwas befriedigende Weise entsprechen, so dürfen wir nicht erst mit der

Zeit Glareans anfangen, sondern müssen hinter sie zurückgehen, dahin, wo wir gleichsam die ersten Quellen rieseln hören, aus denen die ältesten Erinnerungen und Erzählungen herkommen, was für zweite und dritte Berichte sich an die ersten anknüpfen, bis diese Schriften oder Chroniken die Reihe der Traditionen in die Tage Glareans hineinragen. Jetzt erst dürfen wir fragen, aus welchen dieser ursprünglichen oder abgeleiteten Quellen haben nun sie beide, Glarean und Mykonius, geschöpft, was haben sie daraus entnommen und zu ihrer eigenen Vorstellung gemacht und wie verhält sich alles das, was sie uns auf den Blättern ihres Buches bieten, zu dem Gesamtbilde der Gründungsgeschichte. Das Feld ist gross, der Weg lang, unsere Zeit aber sehr kurz, daraus ist die Regel von selbst festgestellt, dass wir uns der grösstmöglichen Kürze befleissen, ohne desshalb wichtige Momente zu verlieren, entscheidende Stationen zu überspringen und so in eine verpfuschende Eilfertigkeit zu verfallen.

Zum voraus ist zu bemerken, dass beide, Glarean im Gedicht und Mykonius im Commentar, auf einem Standpunkt stehen, wo der Boden der rechtshistorischen Verhältnisse von den verschiedenen Sagen schon übersponnen und aus dem klaren Bewusstsein der Zeit weggerückt ist. Die Tellssage und die Rütlisage, mit andern Worten die Stellung von Uri und die Stellung von Schwyz zur Befreiung der Waldstätte und zur Stiftung des Bundes laufen bald neben einander, bald hinter einander her, und im letztern Falle ist Uri meistentheils voraus, Tell steht im Vordergrunde und wird geradezu die Hauptperson, von der alles ausgeht. Wir dürfen also nicht glauben, Glarean und Mykonius, so gelehrt sie auch waren, ertheilen uns durch die mit Tradition versetzte Geschichte hindurch eine sichere Wegleitung und zeigen uns, wie wir die kreuz und quer hineingewobenen Fäden der Sage, oft seidenfein und blumenartig, aus einander lösen, um durch sie hinunter auf einen habhaftesten Grund mit den geregelten Geleisen historischer Entwicklung zu schauen. Das thun beide nicht. Beide, Glarean und Mykonius, nehmen die Dinge gerade so, wie sie damals zu ihrer Zeit, im Volksmunde herumgeboten und von den Chroniken zu Papier gebracht sind. Was noch der bernische Staatsschreiber Justinger in seiner Chronik aus den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts

hat, nämlich die geschichtlich begründeten Beziehungen des Hauses Habsburg und dann Oestreich zu den Waldstätten, das ist in fünfzig Jahren schon verwischt und mit den grellen Farben der Jammerbilder unter den tyrannischen Vögten zugedeckt. Er noch, Justinger, ist es, der die Erhebung der Waldstätte zunächst aus diesen Beziehungen ableitet und nicht aus den Gewaltthaten einiger Vögte, die er nicht einmal anführt, ohne damit sagen zu wollen, sie seien nicht vorgekommen, aber sie haben ihm nicht eine so weit tragende Bedeutung. Darum hält er auch die Kämpfe der Waldstätte unter den verschiedenen Herrschaften, der habsburgischen und der österreichischen, gehörig aus einander und schiebt nicht alles in Eine Zeit und in Einen Knäuel zusammen, lässt folgerichtig Uri, das nie staatsrechtliche Verhältnisse gegen Habsburg oder Oestreich gehabt, auf der Seite und zieht keinen Urner Tell herbei. Auf einer viel schmäleren Linie des historischen Weges hält sich einige Jahrzehnte später der zürcherische Chorherr Felix Hemmerlin. Er berührt die staatsrechtlichen Verhältnisse nicht, ist dagegen der erste, der die Gewaltthätigkeiten der Vögte zur Sprache bringt. Doch redet er nur von Misshelligkeiten zwischen Habsburg und Schwyz. Der habsburgische Graf, erzählt Hemmerlin, hatte einen Castellan und Gubernator im engen Thal von Schwyz gesetzt, in *valle arta*, woher denn der Name »Art« verblieb. Dieser habsburgische Burgvogt entehrte die Schwester zweier Brüder, worauf diese den Schänder der Unschuld umbringen. Da der Graf sie greifen will, suchen sie Hülfe, finden sie vorerst bei einigen Verwandten, sodann bei vielen andern, zuletzt steht das ganze Thal auf, das Schloss wird gebrochen, und die Trümmer sind jetzt noch im See zu sehen. Das ist bei Hemmerlin der Ursprung der Eidgenossenschaft. So, sagt er, fingen sie ihren Bund an. Vom Beispiel der Schwyzer angetrieben eilen auch die Unterwaldner zur That und verfahren gleicher Weise mit ihrem Vogt, einem Edlen von Landenberg. Von Uri sagt Hemmerlin kein Wort. Es steht ihm noch unter der Abtei Fraumünster wie vor 500 Jahren, zur Zeit der Aebtissin Hildigard, der Tochter Ludwig des Deutschen, welcher der Abtei den königlichen Hof in Zürich sammt dem Urnerländchen, dem *pagellus Uroniæ* geschenkt hatte, soweit sich dieses Ländchen, also nicht der jetzige Kanton Uri, damals erstreckte.

Uri hat mit andern Worten seine reichsgenössige Stellung nie verloren. Diese Erzählung, genan wie sie Hemmerlin gibt, hat Felix Schmid oder Fabri, der 1502 gestorben ist, in seine Historia Suevorum aufgenommen. Auch bei ihm dreht sich alles um Schwyz und Unterwalden, und er fügt zur ganzen Sache nur noch die Bemerkung hinzu, die Unterwaldner hätten sich mit den Schwyzern zu diesem Streit verabredet, was bei Hemmerlin nicht steht.

Aber nun kommt das weisse Buch von Obwalden mit seiner Sammlung von Urkunden über eidgenössische und Landesangelegenheiten aus den Jahren 1345 bis 1607, und führt zum ersten Mal den Urner Tell auf den Schauplatz. Dadurch tritt Uri in eine gewisse Beziehung zum Werke der Befreiung und Verbündung. Zwar erscheint es noch nicht als thätige Mitstreiterin, es bleibt auch noch im weissen Buch der neutrale Boden, wie es bei Justinger, Hemmerlin, Fabri hingestellt ist. Aber mit der auftretenden Person Tells bekommt auch das Land eine Bedeutung und weiss sie geltend zu machen. Die Verschworenen aus Schwyz und Unterwalden flüchten sich nach Uri, hier thun sie sich zum Bunde zusammen, Uri wird Stiftungsstätte des Bundes, und nun werden alle jene verschiedenen Kampfperioden gegen die verschiedenen Herrschaften zu Einem grossen gemeinsamen Kampfe zusammengeschoben.

Wieder einen Schritt weiter führt das Lied von 1477, in seinen ältesten Ansätzen ohne Zweifel ein urner Lied, nach und nach mit Zusätzen erweitert. In diesem Lied wird an den Apfelschuss und an den Tod des Landvogts sofort die Stiftung des Bundes angeschlossen. Vollends zu ihrem Höhepunkt gelangen Tell und Uri bei Melchior Russ, einem vornehmen Luzerner in einflussreicher Stellung, der seine Chronik im Jahre 1482 beginnt, aber sie doch nur bis zum Jahre 1411 fortführt. Der Luzerner Chronist weiss von Tell weit mehr zu erzählen als alle bisherigen Berichterstatter. Woher nimmt er diess? Wahrscheinlich aus der nämlichen Quelle, aus welcher das weisse Buch schöpft, nämlich aus dem Volksmunde, aus der Tradition. Daher treffen weisses Buch und Russ in vielen Erzählungen zusammen, gehen aber in andern auch wieder auseinander, wie es bei der Sage und ihrem Gang durch Land und Leute zu geschehen pflegt, je nachdem Sinn, Interesse und Stellung der Ortschaften zu einer Sache mitreden. Im weissen Buch eröffnet

Tell seine Laufbahn erst nach den geheimen Versammlungen im Rütli, hinter der Gesellschaft des Staufachers und hinter ihren Anschlägen, die Vögte zu vertreiben. Bei dem Chronisten Russ kommt die Erhebung der Waldstätte von Tell her, in der Unthat gegen Tell ist die Tyrannie auf ihren Gipfel gestiegen, das Volk wird in Masse aufgeregt durch alles, was nun vorgeht, durch alles, was Tell sagt und thut, es erhebt sich endlich zum Aufruhr und befreit sich von seinen Bedrückern. So ist Tell der Urheber der schweizerischen Freiheit, er ist, sagt das Urner Lied frisch heraus, geradezu der erste Eidgenosse. Das ist die ächte Tellssage im urnerischen Gepräge. Die Sage ist, da der Verkehr zwischen Uri und Luzern auf der Wasserstrasse des Sees so leicht war, von Uri nach Luzern gekommen und der in Luzern wohnende und schreibende Chronist Russ hat sie in ihrer vollen lebhaften Urnerfarbe auf die Blätter seiner Chronik gezeichnet. Nur den Namen Wilhelm hat die Sage wahrscheinlich nicht von Uri mitgebracht, sondern hat ihn zu Luzern von einem jener Dichter empfangen, die dort heroische Volkslieder entweder verfassten oder aus andern Völkern verarbeiteten. Vielleicht, meint man, kam der Name in die Tellssage herein aus der englischen Ballade von William of Cloudesley, in der auch ein Schütze vorgeführt wird und auf 120 Schritte Distanz zu schiessen hat.

Endlich sucht ein anderer luzerner Chronist zu vermitteln, das ist Petermann Etterlin, Gerichtsschreiber in Luzern. Er gab im Jahr 1507 seine Chronik heraus unter dem Titel: „Cronica von der lobl. Eydtgnoschaft ir harkommen und sust seltzam stritenn und geschichten“. Etterlin gründet seine Chronik wesentlich auf das weisse Büch, schreibt oft Satz für Satz daraus ab, namentlich gerade in den Erzählungen, wie die Waldstätte zu ihrer Freiheit gekommen seien. Aber er ist viel frischer und farbenreicher, schildert alles ausführlicher und spezieller, erlaubt sich dann jedoch mancherlei, ändert ab, lässt weg oder schiebt ein. Warum thut er dies? Offenbar in der Absicht, zwischen den auseinandergehenden Traditionen zu vermitteln, Lücken auszufüllen, Widersprüche auszugleichen, und sichtbar ist er besonders bemüht, das weisse Buch resp. seine eigene Chronik mit dem Urner Lied und mit Justinger in Einklang zu bringen. Aber dadurch fällt er gerade selber aus

der Scylla in die Charybdis. Er stellt Dinge zusammen, die nicht wohl neben einander bestehen können, und geräth, indem er der einen Tradition gerecht werden will, in Widerspruch mit der andern, so dass wir, wenn er uns einen bisherigen Knoten löst, dafür einen neuen bekommen. Dabei hat Etterlin oft ganz andere Namen, der Rotzberg heisst bei ihm Rogenberg, das Rüdli ist ein Betlin, der Vogt Gessler wird Gryssler geschrieben. Das scien, hat man gesagt, Schreib- und Druckfehler, die nicht von ihm selber, vom Chronisten Etterlin herrühren, sondern von Rudolf Husenegk, Fürsprech des Stadtgerichtes Basel, der die Correctur des Druckes besorgt habe und damit erwiesener Massen sehr willkürlich umgegangen sei. Sei dem wie ihm wolle, den Schaden bekommt die Geschichte und alle diejenigen, die aus Etterlins Chronik Sachen entlehnt haben.

So nun steht es mit der Geschichtserzählung von der Erhebung und Befreiung der Waldstätte gerade zu der Zeit, da Glarean sein Helvetien verfasst und Mykonius den Commentar dazu schreibt. Welcher Tradition schreibt nun ihre Feder nach? Aus welcher Quelle schöpfen sie beide? Aus keiner andern als aus der luzerner Chronik Etterlins, das lässt sich an ihrem ganzen Stoff oft Stück für Stück bis auf die einzelnen Namen und ihre Orthographie herab darthun. Es ist dieselbe Erzählung, dieselbe Einkleidung, es ist auch derselbe unsicher schwiegende Standpunkt, auf dem vielerlei Fragen übrig bleiben und man oft nicht recht weiss, was nun gelten soll. Den unbedingten Vorrang behauptet auch bei ihnen die Tellssage und auch bei ihnen wird Uri zum Hauptplatz, auf dem die Geschichte der Befreiung verläuft. Aber dann kommen doch wieder Züge vor, als wäre die Bewegung von Staufacher aus gegangen und mit ihm wird dann Schwyz in den Vordergrund der ganzen Handlung gestellt. Lassen wir aber, um die Sache verständlicher zu machen, die beiden, den Dichter und seinen Commentaristen, selber reden.

Schon in den ersten Versen der Descriptio sagt Glarean, hier hätte er zu besingen:

Causam ortus nostri, quis sit quoque foederis autor
 Tantique imperii, eur pomum fronte pusilli
 Invisum certa figis Guilielme sagitta:
 Quod studium, quæ sit populi nascentis origo —

Die Ursach' unsrer Entstehung, wer uns sei des Bundes Begründer
 Und der eigenen Macht, warum auf dem Haupte des Kleinen den Apfel
 Den widrigen, Wilhelm, mit sicherem Pfeile du triffst,
 Welch ein Mühen es sei, welch Keimen des werdenden Volkes —

und dann fährt Glarean fort, das könne er hier in seinen Strophen
 nicht recht feiern, das möge besser einst die Nachwelt thun.

Zu diesen Versen giebt nun Mykonius in seinem Commentar, der in Prosa unter den metrischen Text des Gedichtes gedruckt ist, die ausführliche Erklärung. Die Ursache unserer Entstehung, d. h. warum die Schweizer den Bund, foedus, angefangen hätten, sei die Gewaltherrschaft der Adeligen, tyrannis nobilium. Diese Adeligen seien zuerst von den Grafen von Habsburg, hernach von den Fürsten Oesterreichs, den Leuten von Schwyz (Schwyz steht also hier voran! Geschichtlich richtig), Uri und Unterwalden zu Vorgesetzten gestellt worden, nachdem sich die genannten Landleute freiwillig in die Gewalt der Grafen und Fürsten begeben hatten (richtig von Schwyz und Unterwalden, aber nicht von Uri). Aber die Vögte suchten nicht das Wohl der Untergebenen, sondern das ihrige und schalteten in stolzer Gewaltthätigkeit, superbe ac truculenter, bis endlich ihr herrischer Uebermuth, insolentia imperiosa, nicht mehr zu ertragen war. Da fassten einige, nonnulli, die von den Unbilden am meisten betroffen waren, den Entschluss, sich und die ihrigen in Freiheit zu setzen. Von daher kam es, dass die Vögte vertrieben wurden, ut tyranni exterminarentur, und einmündig vom ganzen Volk der Vertrag geschlossen ward, sie wollten die erlangte Freiheit, soviel sie vermöchten, unter Gottes Schutz vertheidigen.

Des Bundes Begründer, foederis autor, sagt Mykonius, sei Wilhelm Tell aus Uri, Guilielmus Tell Urius.

Der Name Wilhelm kommt bei Glarean und Mykonius vor, dessgleichen im urner Lied und bei den beiden luzerner Chronisten Russ und Etterlin, und eben von ihnen ist er in die Descriptio übergegangen. Dagegen kennt das weisse Buch nur den Namen Tell, schreibt ihn aber immer mit a oder ä, Thall, Tall, Thäll, während er stets mit e im Lied und in den beiden Chroniken auftritt, und so geschrieben ist er ebenfalls immer bei Glarean und Mykonius, ein Beweis, wie enge sie sich an die ihnen geltende Autorität auch in jeder Form anschliessen. Uebrigens sind Aussprache und Schrift

mit a oder e nur mundartliche Verschiedenheit. Die Formen Tallo und Tello zeigen sich schon im 8. Jahrhundert, was nachgewiesen worden ist.

Bei dem Apfelschuss erzählt Mykonius die Geschichte Tells mit allen ihren einzelnen Zügen. Der Landvogt, tyrannus, der zu Uri und Schwyz regiert, lässt in Uri auf öffentlicher Strasse den Hut aufstecken und befiehlt ihn so zu verehren, wie wenn er, der Landvogt, selber gegenwärtig wäre. Wilhelm achtet des Befehls als eines unrechtmässigen einige Male nicht, wird ergriffen und dem Landvogt vorgestellt. Auf die Frage, warum er dies gethan, gibt er seiner Unvorsichtigkeit Schuld und bittet um Verzeihung, imprudentiae adscribit petitque veniam. Der Vogt nimmt diese Antwort nicht an, lässt im Stillen, tacitus, Wilhelms Kinder herbringen und zwingt ihn, dem liebsten, lectissimo, einen Apfel vom Haupte zu schiessen, unter dem Vorwande, er wolle die Geschicklichkeit Tells im Pfeilschiessen erproben, da Tell hierin einen so grossen Ruhm geniesse. Die Sache geht glücklich vorüber. Da bemerkt der Vogt, dass Wilhelm noch einen Pfeil bei sich hat, kann aber den Grund davon nicht eher herausbringen als bis er ihm das Leben zugesichert hat, causam non prius extorsit quam vitam pactus est. Hierauf sagt Tell, der Pfeil, telum, sei zu des Vogts Verderben aufbehalten gewesen, wenn er sein Söhnchen durchbohrt hätte, si filiolum confodisset. Des Ingrimmes voll lässt ihn der Vogt sogleich binden, in ein Schiff werfen und nach Schwyz in ewige Gefangenschaft ad perpetua vincula führen. Schon sind sie mitten auf dem See. Da erhebt sich ein ungeheurer Sturm. Alle verzweifeln an der Rettung und rufen mit Einem Munde zum Herrn, Tell möchte losgebunden werden, sie zu retten. Der Vogt befiehlt es. Tell ergreift das Ruder, clavum, erspäht, während er fährt, den Felsen, heisst des Vogtes Knechte tüchtig drauf los rudern, remis insurgant, das sei nöthig, und wie sie am Felsen vorbeistreichen, erfasst Wilhelm das Söhnchen, den Bogen und die Pfeile, das alles war mit ihm in's Schiff gelegt worden, hæc omnia navi cum eo fuerant injecta, (sic! also auch das Söhnchen!) thut plötzlich den Sprung und stösst das Schiff mit allen Kräften in den See hinaus. Im Lauf eilt er nach Schwyz in die sogenannte hohle Gasse, in vicum quendam cognomine Cavum, zwischen Küssnacht und dem See von Art oder

Zugersee. Hier lauert er auf. Unterdessen stösst der Vogt an's Land. Er mus da vorbei, wo Wilhelm verborgen ist. Sowie er an die Stelle kommt, schiesst Tell den Pfeil ab und durchbohrt ihn. Dann kehrt er zu seinen Leuten zurück und erzählt den ganzen Hergang der Sache. Nicht lange hernach wurde der erste Bund von einigen wenigen geschlossen, post hæc non longo tempore primum fœdus a paucissimis initum est.

Das ist die Tellssage und zwar in ihrem vollständigen Gemälde, wie sie heute noch in den Waldstätten und auch unter uns lebt. Sie ist das Werk des Chronisten Etterlin. Er hat die Hauptzüge aus dem weissen Buch genommen, hat mehreres eingefügt, hat alles anschaulicher erzählt und von ihm hat es Mykonius so zu sagen wörtlich in seinen Commentar übergetragen. Bei Etterlin und daher auch in unserer Erzählung des Mykonius lässt der Vogt Tells Kinder herbringen, was das weisse Buch nicht hat. Dann wird von den Kindern das »liebste« ausgelesen, um die Sache recht raffiniert zu machen, was im weissen Buch ebenfalls nicht steht. In manchen Punkten weicht auch der luzerner Chronist Russ sowie ebenfalls das urner Lied von der Erzählung ab, wie sie Etterlin und ihm nach Mykonius gibt. So haben beide, Russ und das Lied, nichts vom aufgesteckten Hut. In unserer Erzählung wird Tell desshalb gefangen abgeführt, weil er einen zweiten Pfeil hat, der im schlimmsten Falle dem Landvogt gegolten hätte. Dagegen sagt Russ, der Landvogt habe Tell desshalb gefangen genommen, weil er die Gemeinde gegea ihn aufgewiegt habe. Wohin Tell in die Gefangenschaft komme, sagen das weisse Buch und Etterlin nicht, aber Russ schreibt, Tell komme auf das Schloss im See zu Schwyz, und Mykonius nennt wenigstens Schwyz, weicht also hierin von seinem Etterlin ab und hält sich selbstständig. Im Lied und bei Russ hat der Landvogt keinen Namen. Das weisse Buch nennt ihn Gessler, Etterlin Gryssler, und nun hätten wir erwartet, Mykonius brächte den gleichen Namen von Etterlin her auch, da er ihn in der Geschichte vom Staufacher doch anführt und zwar ebenfalls in der Schreibart Gryssler. Aber hier in der Geschichte Tells thut er es nicht und redet immer nur vom tyrannus. Warum, wissen wir nicht. Dass Mykonius wusste, der Landvogt sei der Gessler oder Gryssler gewesen, ist nicht zu bezweifeln und hebt er in einer

spätern Stelle auch selber hervor. Das weisse Buch, Etterlin und Mykonius lassen den Landvogt durch Tells Schuss in der hohlen Gasse bei Küssnacht umkommen. Der Chronist Russ sagt, Tell habe den Vogt von der Tellenplatte aus im Schiff erschossen und das Schiff kommt dann bei Russ nicht mehr an's Land.

Was aber in unserer Erzählung des Mykonius am meisten auffällt, das ist der Schlusssatz, es sei bald nach Tells That von einigen wenigen der erste Bund geschlossen worden. Das ist durch und durch unctionisch, die eigentliche Vollendung und Krönung der Tellssage. Nun ist dem unctioner Schützen und seiner That das Ansehen gesichert, sie hätten zur Stiftung des Bundes den Anstoss gegeben und den Weg gewiesen, ja sie seien die völligen Urheber der Stiftung und der Bund sei die unmittelbare Folge von den Verdiensten Tells. Das ist ja ganz die Ansicht, die im unctioner Lied vertreten und bei dem Chronisten Russ weiter ausgeführt ist und letzterer geht damit, wie schon bemerkt, auch über das weisse Buch hinaus. Denn im weissen Buche gehen die geheimen Versammlungen und Verbündungen im Rüdli voran und erst an sie knüpft sich die Geschichte Tells an. Also stellt sich Mykonius hierin vollständig auf die unctioner Seite hinüber und nimmt diessmal auch auf Etterlin nicht genug Rücksicht, der meldet, sie erstachent nun ihre Diener und tribent sy uss dem Land. Das wäre immerhin ein Uebergang, bei dem sich mancherlei Zwischenscenen denken liessen, während bei Russ und Mykonius Tellenthalt und Bundesstiftung so nahe zusammengerückt sind, dass zwischen beiden keine andere Handlung mehr Platz hat und von ihnen wirklich auch nicht berichtet wird. Aber vergessen wir nicht, dass Mykonius eben auch Luzerner ist und ihm die eine Tradition so gut als die andere zukommen und Russ mit seiner Chronik so bekannt sein konnte als Etterlin. Kurz, Tell ist hier allen andern vorangestellt. Er ist im eigentlichen Sinne der Bundesstifter, Glareans foederis autor, und Tells Name ist der Träger der Freiheit. Dieser Ansicht verleiht Glarean einen noch stärkern Ausdruck in den letzten Versen des Panegyrikon. Es heisst hier:

Brutus erat nobis, Uro Guilielmus in arvo,
Assertor patriæ, vindex ultorque Tyrannūm.

Wir hatten einst einen Brutus, Wilhelm im Urner Gebiete,
Des Vaterlandes Befreier, Bestrafer und Rächer der Vögte,

Wilhelm Tell sei, fügt Mykonius erklärend bei, der schweizerische Brutus. Denn wie Brutus der Rächer und Wächter der römischen Freiheit war, so sei es Wilhelm für die schweizerische Freiheit.

Mit Tell geht dann dèr Ruhm auch auf das Land über. Das spricht Glarean da aus, wo er Uri als Kanton besingt. Es sind die Verse :

Nemo illa major bello, nemo acrior armis!
Haec nostri fons imperii, quæ prima Tyrannos
Corripere est ausa et volitanti plectere ferro.

Niemand ist grösser im Krieg, mit Waffen auch grimmiger niemand,
Hier ist der Quell unsrer Macht! Zuerst hat Uri die Vögte
Darniederzuwerfen gewagt und mit fliegendem Eisen zu schlagen.

Mit dem fliegendem Eisen, sagt Mykonius, spielt er auf Wilhelm an, der mit dem Pfeil den Vogt Gryssler durchbohrte, alludit ad Guilielmum, qui telo Griselerum tyrannum trajecit.

Also merken wir wohl, Uri hat die Kämpfe mit den Vögten eröffnet! Uri ist in dieser Stelle des Gedichtes nicht mehr bloss der ruhige Zufluchtsort für die Verschworenen, nicht mehr bloss die passive Stiftungsstätte des Bundes, wie es noch vom weissen Buch angesehen wird, nein, Uri ist nun bei Glarean und Mykonius zum dreinschlagenden Anfänger und Anführer auf dem Felde der Thaten geworden. Ihm ist keine der Waldstätten zuvorgekommen, vielmehr sind ihm die andern nachgefolgt. Und doch gibt es immer wieder Stunden, wo Glarean und Mykonius verrathen, dass ihnen eine andere Tradition fast unwissentlich durch das Bewusstsein geht, wenn sie z. B. den Satz bringen, der immer, so oft er bei ihnen wiederkehrt, die gleiche Wortfolge hat, Schwyz, Uri und Unterwalden hätten den ersten Bund geschlossen. So sagt es Glarean selbst in seinen Anmerkungen zu einer Stelle im Panegyrikon: Suicia, Uria, Silvania primum foedus interunt anno salutis 1315. Da steht Schwyz immer voran, an die Spitze und also vor Uri gestellt, ein deutliches Zeichen, dass Glarean unwillkürlich noch von einer andern Autorität beherrscht und dass ihm von einer andern Seite Schwyz als der Anfänger unter den Bundesstreitern und Bundesstiftern in den Mund gekommen ist.

Dass Uri ein so starkes und tapferes Volk habe, das sei, sagen Glarean und Mykonius, nicht zu verwundern. Denn die Urner stammen von den Hunnen ab und von dieser Seite sei auch ihr Namen Uri abzuleiten. Die Hunnen führten nämlich auf ihren Waffen als Symbol der dreinstürmenden Stärke den Kopf des Ururus, sagt Mykonius, sei bos sylvestris, der Waldtier. Aber woher kommt das Wort urus? Wir finden das Wort nicht erst im ævum inferius, sondern schon in der guten Latinität und die Römer geben es für ein keltisches Wort aus z. B. Cäsar, der darunter eben den Urochsen versteht. In älterer Zeit lautet das Wort auch bei den Germanen einsylbig Ur und man liest die Formen Urhahn, Urochs, später wird das Wort zweisylbig nach der gewöhnlichen Verwandlung des u in au und jene Formen heissen jetzt Auerhahn, Auerochs. An dem urus ist natürlich die zweite Sylbe us römisches Affix und als keltischer Stock bleibt nur Ur stehen, das vielleicht doch mit unserer Vorsylbe oder etwa auch Stammsylbe (?) Ur in Urquell, Urkunde, Ursprung, Urwesen, urwüchsig verwandt ist und bedeutet dann das unmittelbare Entstehen oder Werden aus dem wirkenden Stoff, es ist das Produkt in seiner ersten Gestalt, ehe es eine Veränderung durch Zeit oder Menschenhand erfährt. Der Ur ist also der Urochse, wie er aus der baaren Natur hervorgeht und noch durch keine Bezähmung hindurchgegangen ist, somit ganz richtig der wilde Ochse, als solcher denn auch das Symbol der dreinspringenden Wildheit und Kraft. Diesen Ur hätte das Volk, das in jene Berge kam, als sein Zeichen mitgebracht und darnach auch seinen Namen angenommen.

Von Uri kommen wir nun zu Schwyz, das in Glareans Helvetien sofort an die obigen Verse über Uri angeschlossen ist. Ihm widmet Glarean über seine Stellung in der Bundesstiftung folgende Verse des Panegyricon:

Suitia bellipotens in magnis inclyta rebus
Post quoque difficiles omnino exosa Tyrannos,
Arma secuta modis Uri Guilielmia miris.

Das kriegesmächtige Schwyz, berühmt in gewaltigen Thaten,
Hat drauf auch, völliglich hassend die unerträglichen Vögte,
Gebraucht verwunderlich gut die tellischen Waffen von Uri.

Es frägt sich zuerst, was für eine Auslegung die Worte bekommen sollen: *Suitia post secuta est arma Guielmi, Schwyz folgte hernach, hinterher den Waffen Wilhelms.* Will Glarean sagen, Schwyz trat, als Uri losgeschlagen und den Kampf eröffnet hatte, auch in diesen Kampf ein und verbündete sich zum Kampfe mit Uri, oder meint er nur, Schwyz machte es auch so wie Uri, es ahmte Uri nur nach, es ergriff die gleichen Waffen und stritt für seine Befreiung, ohne dass daraus folgen müsste, es habe dies zu gleicher Zeit und im gleichen Kampf mit Uri, also in der Verbündung mit ihm, gethan. Die letzte Auslegung hat eine Stütze an dem Wörtlein *post hernach, hinterher*, so dass eine wenn auch nicht geraume Zeit vergeht, bis auch Schwyz seinen Kampf aufnimmt, also nicht gerade mit Uri. Damit wäre wenigstens die Selbstständigkeit von Schwyz gegenüber Uri angenommen. Allein dies steht nun denjenigen Stellen entgegen, in denen Glarean und Mykonius die Tellssage in ihrer höchsten Gültigkeit, ja Herrlichkeit vertreten, und das wäre dann die erstere Auslegung, d. h. Uri eröffnet den Kampf, die andern treten herzu und vereinigen sich mit ihm. Ist dies aber der Sinn der gegenwärtigen Stelle, so gerathen der Dichter und sein Commentarist mit einander in einen unlösbaren Widerspruch. Hören wir also, was für einen geschichtlichen Beleg Mykonius zu Glareans Versen über Schwyz beisetzt.

Die Sache, sagt Mykonius, verhalte sich folgender Weise. Ein Landmann, agrianus, den man gemeinlich, vulgo, Stoufacher nennt, hatte ein im Vergleich zu Schwyzerart kostbar gezimmertes Haus aufgeführt. Als das Haus Grysler, der vorüberritt, Gryselerus prætervectus equo, lange betrachtet hatte, fragte er endlich, wess das Haus wäre, cujusnam esset. Der Landmann, das Herz des Vogtes wohl kennend, antwortete: Es ist Euer, bester Herr, und mein Lehen, tua est, optime Princeps, et mihi conducticia. Der Vogt ritt von dannen. Der Landmann, von grosser Besorgniss geängstigt, es möchte der Vogt seiner bösen Natur nach gewaltthätig über sein Haus herfallen, was er früher schon mehr als Einmal gegen andere vollführt hatte, ging immer traurig herum, bis ihn seine Frau beredete, er solle nach Uri gehen, er finde vielleicht dort auch solche, die eine ähnliche Unbilde drücke. Der Landmann findet den Rath gut und trifft dort zwei. Sie kommen zusammen, be-

klagen sich über die Ungerechtigkeit des Vogtes und schwören endlich, entweder im Tode unterzugehen oder sich und das Vaterland in Freiheit zu setzen. Was nun geschehen, ist so offenkundig, dass es weiterer Worte nicht bedarf, quid actum sit, ita palam est, ut pluribus verbis non egeat.

So lauten die Worte des Mykonius. Hier haben wir eine ganz andere Erzählung. Das ist offenbar die Rütlisage. Daraus, dass Mykonius den Ort verschweigt, wo sie zusammenkommen und schwören, folgt durchaus nicht, dieser Ort sei Uri gewesen. Stauffacher geht nur nach Uri, um Leute gleichen Ungemachs zu finden. Er findet zwei, und wenn nun Mykonius sagt, sie kommen zusammen, so meint er natürlich an einem andern Ort, denn hier in Uri sind sie, wenn sie einander gefunden haben, ja schon beisammen. Diesen Ort nun, wo sie zusammenkommen und schwören, überlässt Mykonius dem Leser, das sei ja allbekannt. Jedermann, will er sagen, weiss, dass sie im Rüdli, oder wie Etterlin schreibt, im Betlin zusammengekommen sind und dort den Eid geschworen haben.

Aber wie stellt sich nun diese Erzählung des Mykonius zu jener früheren von Tell, zur Tellssage? Der Hauptpunkt der vorliegenden Darstellung liegt unbestritten darin, dass diesmal Schwyz der Anfänger ist. Schwyz fühlt sich gekränkt, von Schwyz geht die Anregung aus, Schwyz sucht Männer auf, zieht sie zusammen und veranlasst sie zum Schwur. Von Tell kommt kein Wort vor. Die Rütlisage und die Tellssage erscheinen hier von einander völlig abgeschnitten. So hätten sie sich immer halten und hätten, jede unbekümmert um die andere, ihres Weges laufen sollen. Dann wäre viel bestimmter geschieden geblieben, was historischer Gehalt und was dichterische Arbeit ist. Das Gewirre tritt erst mit der Combination ein, erst da, wo man anfängt, die beiden Sagen mit einander zu verknüpfen, in einander zu mengen und bei all ihren widersetlichen Bestandtheilen zu einem Gesammtbilde zusammenzuzwingen. Erst von da an werden Reichsstellung und habsburgische Beziehung verwechselt, Verhältnisse verdreht, Personen hin und hergeschoben, Zahlen hinauf- und hinabgesetzt und alle jene Fälschungen versucht, die es dem kritischen Forscher bis auf die heutige Stunde unaussprechlich schwer gemacht haben,

den Kern der geschichtlichen Wahrheit aus den blendenden Ueberkleidungen herauszuheben und ihn als vergewisserten Fund an die Sonne zu legen.

Freilich, wir wollen es nicht verhehlen, wir sind in dieser Beziehung ein scrupuloses Geschlecht und werden ob einer Geschichte gleich stutzig, wenn in derselben ein paar Namen oder Zahlen nicht mit einander stimmen. Ein falsches Datum oder eine unrichtige Angabe machen uns schon lüstern, mit diesen blosen Zeichen die ganze Thatsache selbst von der Tafel zu wischen. Die Geschichtsschreiber und ihre Leute der damaligen Zeit waren ganz anders gewöhnt. Sie hatten in ihrem historischen Gewissen eine viel geringere Beklemmung und eine viel weitere Spannung. Ob einem Manne das eine Mal dieser, das andere Mal jener Name gegeben, ob einem Vorgange die frühere oder spätere Jahrzahl zugeschrieben werde, das focht sie nicht sehr an und brachte ihnen keine Zweifel an der Sache selber bei, ja solche Aenderungen an einer Geschichte auch selber von einem Tag zum andern vorzunehmen, machten sie sich kein grosses Bedenken. Das sehen wir bei Aegidius Tschudi in starkem Masse, der in seiner Chronik von diesem Verfahren in unzähligen Fällen Gebrauch macht. Auch in der gegenwärtigen Erzählung des Mykonius sind uns wieder einige Beispiele geboten. Den Namen Gryssler, wie er den Landvogt nennt, hat Mykonius also dem Etterlin entnommen und Etterlin lässt diesen Namen durch seine Chronik laufen, ohne sich daran zu stossen, dass der Vogt bei andern Leuten Gessler heisst und Gessler der Name auch im weissen Buch ist, das sich Etterlin doch zur Unterlage seiner Chronik gemacht hat. Von Etterlin ist der Name Gryssler auch zu Aegidius Tschudi übergegangen. Denn Tschudi hat sich bekanntermassen den luzerner Chronisten Etterlin so gut zu seinem Gewährsmann genommen als es Glarean und Mykonius gethan haben, übrigens aus dem begreiflichen Grunde, weil nur Etterlins Chronik gedruckt und daher einzig im öffentlichen Gebrauch war. Der Name bleibt im Geschichtsbuche Tschudis lange stehen und wechselt bald als Grisser, bald als Grisler. Erst in der letzten Redaktion des Buches macht ihn Tschudi zum Gessler und als solcher figurirt er denn bis auf den heutigen Tag in unsren Geschichtsbüchern. Johannes von Müller hat dann noch den Taufnamen Her-

mann und den Stammort Bruneck hinzugefügt, so dass wir den Landvogt nun unter dem vollen Titel Herman Gessler von Bruneck haben. Aber Müller hat hiefür auch nicht gerade handfeste Beweise.

Bei Mykonius hat der schwyzerische Landmann keinen Taufnamen. Der Commentarist sagt nur, man habe ihn gemeinlich Stoufacher genannt. Den Taufnamen ertheilt ihm erst wieder Tschudi, der ihn in dem ersten Entwurf seines Geschichtsbuches Hans nennt und ihn später zu einem Wernher werden lässt, mit der Bemerkung, er sei ein Sohn des Rudolf von Stauffacher, »so etwa Landammann zu Schwitz gewesen.« Aber einen Landammann gab es zu jener Zeit nicht, sondern mehrere Ammänner, z. B. 1275 zwei, 1282 vier solche Ammänner u. s. w., wie Blumer in seiner Staats- und Rechtsgeschichte nachgewiesen hat.

Die Stauffacherin hat bei Mykonius gar keinen Namen, weder einen Tauf- noch Geschlechtsnamen. Sie hat aber auch keinen bei Etterlin und keinen bei Tschudi. Erst etwa 150 Jahre hinter Tschudi gibt ihr Caspar Lang den Namen Margaretha Herlobig, aber auf ein etwas schwaches Beweisthum hin. Er sagt nämlich in seinem historisch-theologischen Grundriss der alten und jeweiligen christlichen Welt vom Jahr 1692, in der Pfarrkirche St. Jakob zu Steinen werden Jahreszeiten derer von Stouffach begangen, so auch eine Hrn. Wernhers von Stouffach, eines der drei ersten Eidgenossen, und Margaretha Herlobigiu. Ob aber dieser Wernher von Stouffach einer der drei ersten Eidgenossen gewesen, ist, wie wir gesehen, nicht eine ganz ausgemachte Sache, also auch nicht, ob diese Margaretha Herlobig als die Frau des ersten Eidgenossen gelten könne. Immerhin ist die Margaretha Herlobig als solche angenommen worden, und durch Johannes von Müller und Schiller in die ganze gebildete Welt übergegangen, und wir wollen sie hier als Muster einer ächten Schweizerin voll Freiheits- und Vaterlandsliebe unangefochten walten lassen.

Ebenfalls namenlos, ohne allen und jeden Namen, ohne die geringste Andeutung hat Mykonius jene beiden andern Männer gelassen, welche Stauffacher gefunden und die mit ihm den Eid geschworen haben. Hier ist es wieder Tschudi, der nach- und auszuhelfen sucht. Aber er geräth durch seinen an sich rühmlichen Eifer, der Geschichte überall einen festen Boden zu schaffen und

eine bestimmte Sprache zu leihen, vielfach in Verlegenheit, ja er fällt, weil er gegen die Oberflächlichkeit und Sorglosigkeit der früheren Geschichtsschreibung einen zuverlässigen Stand gewinnen soll, bisweilen in einen eigentlichen Kampf mit der Sache und mit sich selbst. Daher sehen wir ihn so oft einen Namen setzen und wieder streichen, und daher sind die Manuscrite seines Geschichtsbuches so voller Korrekturen.

Der zweite Eidgenosse bekommt nun bei Tschudi den Namen Walther Fürst, aber nur desshalb, weil ein Mann dieses Namens zu derjenigen Zeit, in welche Tschudi diese Vorgänge verlegt, eine angesehene Stelle zu Uri hatte. Der dritte Eidgenosse wechselt bei Tschudi seinen Namen auch ziemlich oft. Anfänglich heisst er nur, nach allgemeiner Tradition, »der uss dem Melchthal«. Dann heisst er Heinrich von Melchthal, hierauf Aerni oder Arnold und der Name Heinrich wird dann seinem Vater verliehen. Den Namen Aerni hat Tschudi aus dem Urnerspiel genommen, einer dramatischen Bearbeitung der Tellssage etwa vom Jahr 1511 oder 12, die als eine weitere Ausführung und Scenerie jenes urner Liedes angesehen werden kann. Wie Tschudi zu dem Namen Heinrich gekommen, ist nicht ersichtlich. Die Bezeichnung »von Melchthal« soll nun in Tschudi's Sinn nicht etwa den Ort angeben, woher Heinrich und Arnold, Vater und Sohn, stammen oder wo sie wohnen, sondern sie gilt ihm als Geschlechtsname, weshalb er ausdrücklich sagt: »Heinrich von Melchthal und war sesshaft im selben tal.« Aber dieser Geschlechtsname »von Melchthal« wollte nicht munden. Man suchte einen wirklichen Familiennamen, der zu Unterwalden in Gebrauch und Zug war, und verfiel nun auf das Geschlecht »von der Halden«, das noch im 18. Jahrhundert durch ganz Unterwalden Klang und Ansehen hatte. Zum ersten Mal kommt dieser Familienname bei Wagner vor in seinem Mercurius Helveticus vom Jahr 1688, wo der dritte Eidgenosse aufgeführt wird als Arnold von der Halden aus dem Melchthal in Unterwalden. Nun aber wurde der Name unterschiedlich geschrieben, bald von der Halden, bald an der Halden, bald in der Halden. Endlich setzte Johannes von Müller die Feder an und stempelte ihn ein für alle Mal zum Arnold Anderhalden.

Nachdem wir nun im Kapitel der Namen, ohne uns unterbrechen zu lassen, einen nach dem andern beschaut und den Weg

bis zum Ziele gemacht haben, kehren wir noch einmal für einen Augenblick zur Erzählung des Commentaristen zurück. Es ist uns hier noch ein Punkt übrig geblieben, der eines kurzen Wortes bedarf. Wir lesen nämlich nichts davon, dass Gessler auf die Antwort, die er von Stauffacher erhalten hatte, noch etwas erwiedert habe. Ohne irgend ein Wort vorzubringen, lässt Mykonius den Landvogt von Stauffachers Haus hinweg reiten. Aber nur um so banger scheint es dem Landmann zu werden, was Mykonius ausdrücklich hervorhebt, eben weil der Landvogt nichts sagte und wahrscheinlich mit einem bösen Gesicht antwortete. Ganz so, wie Mykonius erzählt, steht die Sache im weissen Buch, bei Etterlin und auch noch bei Stumpff, überall schweigt der Landvogt, nur bei Tschudi redet er und zwar ächt landvögtisch. Woher hat Tschudi dies genommen? Nachweisbar aus Stumpffs Chronik von 1548. Zu dem Vorgange in Steinen berichtet nämlich Stumpff, bei andern Gelegenheiten habe der Landvogt geäussert, er sei Herr im Lande und wolle nicht, dass jeder Bauer ohne Erlaubniss baue, was und wie er wolle. Diese Worte griff Tschudi auf und legte sie dem Landvogt hier zu Steinen gegen Stauffacher in den Mund und zwar so: »Ich bin an meines Herrn des Königs Statt Regent im Lande und will nicht, dass ihr Bauern Häuser bauet ohne meine Bewilligung und dass ihr so frei lebet als ob ihr selbst Herren wäret, ich werde es euch wohl verwehren.«

Was nun noch den Namen Schwyzer anbetrifft, so bemerkt Mykonius, von den Schwyzern, Suites, sei der Name auf alle Eidgenossen übergegangen und sie dann Schweizer, Suitenses vel Sueri genannt worden. Sie selbst, die Schwyzer, stammen von den Schweden im obersten Norden ab. Ein Führer oder Feldherr des Volkes, Snitern, der über seinen Bruder im Kampfe gesiegt hatte, habe der Gegend den Namen gegeben. Man sehe dies noch auf sehr alten Abbildungen, welche die Schwyzer hätten. Die Schweden, sagt Mykonius, werden auch noch Gothen geheissen und die Gothen, fügt Glarean bei, seien so viel als die guoten, aber nicht zu verwechseln mit den Geten, die am Ausfluss der Donau wohnen, während die Gothen im skandinavischen Norden zu suchen seien.

Zuletzt führt uns Glarean nach Unterwalden. Das ist also der Dritte im Bunde. Ihm sind im Panegyrikon folgende Verse ge-

widmet, so weit eben Unterwalden als Mithelfer im Freiheitswerke gefeiert werden soll:

Sylvanam gentem, Romano a sanguine cretam,
Quam scindit geminam nemoroso robore sylva
Quis digne satis extollat? —
Miles et in jaculis et longa turbidus hasta
Libertatis honos et priscæ gloria Romæ!
Sarnenses arces, infesto sidere natæ,
Ipse Tyrannus idem, tua jura, Agriane, perosus,
Ostendunt —

Das Volk dort von Unterwalden, erzeugt aus römischem Blute,
Das zwiefach scheidet der Wald mit dichten Eichen bewachsen,
Wer mag's wohl würdig erheben? —
Ein Krieger ist's bald mit Geschoss, bald stürmisch mit streckender Lanze.
Der Freiheit Zierde dann auch und ein Ruhm urzeitiger Roma!
Die Burgen von Sarnen, im Unglückstern erbauet,
Der Vogt auch selbst, der, o Landmann von Schwyz, dein Recht so gehasset,
Sie haben dasselbe Geschick —

Es gebe, schreibt Mykonius zu diesen Versen, ein Ob- und Nidwalden, sylvania superior et inferior, von dem dazwischen liegenden Walde in diese zwei Theile geschieden und darnach benannt. Darum habe Unterwalden zwei Kantonstheile mit zwei Gerichten. Auf die eidgenössische Tagsatzung schicken sie zwei Gesandte, die jedoch nur Eine Stimme abgeben können, ad conventum Helvetiorum duos mittunt legatos, qui tamen unum tantum suffragium possunt reddere. Wenn sie Kriegsgelder und andere Sachen zu vertheilen haben, so erhält Obwalden als der grössere Kantonstheil zwei und Nidwalden eine Portion. Der Hauptort, pagus præcipuus, von Nidwalden heisst Stans und von Obwalden Sarnen. Bemerkenswerth ist, was Glarean in seinen eigenen Noten anführt, es gebe Leute, welche meinen, Unterwalden bedeute soviel als Hundertwalden. Man solle doch nicht soträumerisch fabeln, als käme es a centum silvis, denn alsdann müsste es ja aspirationem accipere d. h. will er sagen, man müsste es mit b, eben Hundertwalden schreiben.

Das Volk von Unterwalden, sagen Mykonius und Glarean, stamme von den Römern ab und sei einst bei einem Aufstande aus der Stadt vertrieben worden. Wer die Sitten und Thaten der

Unterwaldner kenne, der wisse, in welchem Grade sie heute noch in Lebensart und Tapferkeit das alte Rom darstellen. Sie hätten bisanhin noch nichts gethan, dass irgend jemand sie beschuldigen dürfte, sie seien von jenem Heldenstamm abgegangen und ausgewartet. Das sind Worte, die uns wie eine Prophetenstimme lauten und die ihre rühmliche Erfüllung gefunden haben, wenn wir auf die Heldenkämpfe der Unterwaldner am Ausgang des letzten Jahrhunderts blicken.

Der Vogt, tyrannus, sagt Mykonius, sei Landenbergius gewesen. Er habe, wie die Vögte thaten, uxores et filias seiner libido geopfert, und niemand durfte nur eine Sylbe laut werden lassen, ne mussare quidem. Jenen Greis habe er der Augen und aller Güter beraubt, weil dessen Sohn dem Knecht den Finger abgeschlagen, digitum fregerat, der auf des Landvogts Befehl gewagt hatte, die Ochsen vom Pfluge wegzunehmen, ex aratro jumenta abducere. Er habe denn auch bald darauf im Bade, vom Beil getroffen, securi in balueo percussus, geendet, weil er die ehrbare Frau eines Unterwaldners im Ehebruch zu schänden versuchte. Die Burg, welche Landenberg unweit Sarnen bewohnte, sei so fest gewesen, dass an eine Einnahme nicht zu denken gewesen wäre. Der Nachfolger Landenbergs aber gab durch seine Erpressung von Steuern und Geschenken den Anlass dazu, die Burg auf andere Weise zu überwältigen. Als sie solche Geschenke zu bringen eben im Begriffe und der Vogt in der Kirche war, divina Tyranno audiente, wurden sie in die Burg eingelassen und nahmen sie ein. Sobald der Herr dies vernahm, liess er alles im Stich und machte sich mit einigen wenigen von seiner Dienerschaft aus dem Lande.

Wir haben hier die unterwaldner Geschichten, wie sie der Hauptssache nach zuerst im weissen Buch und dann auch bei Etterlin erscheinen. Aber Mykonius hat alles zusammengezogen und verkürzt, Namen ausgelassen und wieder manches durcheinander geschoben, so dass die Vorgänge nicht deutlich von einander abgehoben werden. Den Namen der eingenommenen Burg hat er nicht, ebenso nicht denjenigen des andern Vogtes, der auf Landenberg folgte und aus dem Lande floh. Freilich wird in den späteren Chroniken mit diesen Namen ebenfalls wieder ein grosser Wechsel getrieben. Bei Stumpff in der späteren Ausgabe seiner Chronik wird

der Landenberg zu einem Wolfenschiessen. Bei Tschudi steht zuerst ein Edelknecht von Landenberg, später kommt der Name Beringer dazu und er heisst nun Beringer von Landenberg, wieder später erscheint der Zusatz »uss dem Turgöw« und zuletzt verwandelt sich auch bei Tschudi der Landenberg in einen Wolfenschiessen, der dann bald Landvogt, bald Amtmann genannt wird. Der Ehemann der Frau, mit welcher die Badscene vorgehen soll und der dann den Schlossherrn erschlägt, ist im Urnerspiel ein Cuno ab Alzellen und bei Tschudi ein Cunrad von Baumgarten. Doch hat Tschudi, auf selbstständigem Weg, von falschen Schreibern nicht beirrt, viele Namen verbessert und der Geschichte grossen Dienst gleichartiger Rechtschreibung geleistet. Er hat aus dem weissen Buch den Rotzberg gewonnen, dagegen Etterlins Rogenberg und Stumpffs Roggenberg auf der Seite stehen lassen, hat aus Mittenstein richtig einen Mythenstein gemacht, aus Etterlin's Betlin das Rüdli, Rütli, Grütli, wie es später auch noch lautet, und hat die Burg Schwanau nicht in den Waldstätten gesucht, wie es Stumpf, von Etterlin verführt, gethan hat, sondern hat sie dothin gesetzt, wohin sie gehört, nämlich als Raubschloss an den Rhein.

Hiemit wären wir am Ziel. Das sind nun die Stellen, die sich in der Descriptio und im Panegyricon Glareans finden, über eine der interessantesten Fragen der Schweizergeschichte, über die Gründung der Eidgenossenschaft. Was für einen Eindruck tragen wir aus der Betrachtung dieser Stellen davon? Unsere Ansicht, mit der wir an die Sache gegangen, ist durch den Text im Original und durch die Nachweise aus der Geschichte bestätigt worden und geht dahin: Wir können uns auf beide, auf Glarean als den Verfasser und auf Mykonius als den Commentaristen nicht verlassen, um eine historisch gesicherte Lösung unserer Frage über die Stiftung des Schweizerbundes zu erhalten. Aber wir haben aus Poesie und Prosa von Glareans Helvetien ebenso gut als aus andern Geschichtsquellen jener Zeit einen wissenschaftlichen Gewinn geschöpft und dieser Gewinn liegt in der Ueberzeugung: es giebt einen auf geschichtlichem Wege gewordenen Bau unserer Bundesstiftung. Anderseits sind wir von neuem berechtigt worden zu sagen, dieser geschichtlich gewordene Bau ist mit vielerlei Schmuck der dichten- den Zeit als den freien Gebilden des Volkssinnes und Voikslebens

überwachsen. Unsere Aufgabe besteht darin, mit kundiger, aber sorgfältig greifender und nie muthwillig verletzender Hand diesen Schmuck abzunehmen und das Bauwerk mit seinen Grundsteinen als ein Denkmal in seiner grossartigen Einfachheit und ungekünstelten Natürlichkeit zu enthüllen. Weisen wir die Wissenschaft nie und zu keiner Stunde zurück, wo sie eine in solcher Art geweihte Hand anlegt, um ihre Arbeit zu verrichten, und erschrecken wir nicht, wenn unter dieser Hand hier bei einem Schnitt eine Blume fällt und dort bei einem Riss ein Heiligenbild zerbricht. Damit ist in das Herz des edelsten Patriotismus noch keine Wunde gehauen, so lange das Vaterland nur auf dem Pfade gelassen wird, frei und gross in der Vergangenheit zu sein, um auch wieder frei und gross in der Zukunft zu werden. Gewiss ist uns das Eine geworden, dass noch nicht alle Irrlichter ausgelöscht, aber auch noch nicht alle Fundgruben ausgegraben und alle darein versenkten Schätze gehoben sind, dass daher keiner von uns allen berechtigt sein kann, dem Gegner in's Lager hinüberzurufen: Lege deine Waffen nieder, ich nur habe die Wahrheit gefunden! Haben wir nicht gesehen, wie weit das Feld der Forschung ist, wie gross die Möglichkeit fehlzugehn und wie mühsam die Arbeit, oft nur eine kleine Wahrheit gegen alle Zerstörung sicher zu stellen! Und wie gerne wiegen wir uns in das Vertrauen ein, unsere Kraft sei so stark, diese Arbeit verrichten zu können, oder unsere Leistung so gross, sie schon verrichtet zu haben! Kaum haben wir das Gefühl gefasst, wir seien etwas, so kommt ein Grösserer und zeigt uns, dass wir das nicht sind, worin wir uns fühlten. Kaum haben wir eine Theorie aufgestellt und eine Thatsache festgestellt, so rüttelt ein Stärkerer dran und das eine wie das andere wird umgestossen, bis auch auf ihn ein noch Gewaltigerer fällt und ihn unter sich, vielleicht tief unter sich lässt. Lernen wir hieraus doch einmal etwas! Lernen wir die Kunst, stets nur behutsam zu sagen: dieses ist wahr und jenes ist unwahr! Lernen wir es gerade auch in einer für Tausende theuer gewordenen Geschichte wie diejenige ist, die wir nun eben unter die Hand genommen haben, und seien wir doppelt auf der Hut gerade dann, wenn wir damit unter die Kinder treten. Es sieht einer stürmenden Voreiligkeit oder gar einer drängenden Anmassung gleich, in einer Unterrichtsstunde über die erste Helden-

geschichte unsers Vaterlandes mit der grössten Sicherheit wie vom hohen Stuhl herab ein spottendes oder vernichtendes Urtheil hinzuwerfen. Hüten wir uns, in der Schulstube polternden Schrittes durch eine Geschichtsstunde zu gehen und zu meinen, wir haben etwas Besonderes geleistet, wenn wir die vielleicht lose zusammengefügten Bretter einer Geschichtsscene auseinander gestossen und damit die Ohren der Kinder mit viel Lärm, aber ihre Herzen mit keinem Inhalt gefüllt haben. Wir befinden uns gegenwärtig mit der Geschichte der Bundesstiftung doch noch immer im Stadium der Sage und stehen noch nicht auf dem Punkte, den Schritt hinüber in die Mythe thun zu dürfen. Denn das ist eben die Sage, die immer noch einen geschichtlichen Untersatz und Hintergrund hat, während es dagegen die Mythe ist, die nur noch die Idee behält, aber alle und jede Wirklichkeit und Geschichtlichkeit als eine blos angedichtete Schleierhülle auflöst. Soweit ist es denn doch auch mit der Tellssage noch nicht gekommen und wir müssten das wissenschaftliche Recht und Gewissen eines jeden anfechten, der zu behaupten wagte, die Tellssage sei bis auf den letzten Zug das Werk der Dichtung und ihr liege auch nicht die geringste Thatsache zu Grunde. Gesetzt auch, der Tell der Sage vermöge sich vor dem scharfen Blick des kritischen Forschers auf allen denjenigen Stationen nicht zu halten, auf denen er bis dahin die reizendsten Partien seines Freiheitskampfes gespielt hat, gesetzt, der aufgesteckte Hut, die Tellplatte, die hohle Gasse werden von der kritischen Feder gestrichen, es ist damit noch keineswegs dargethan, dass Uri gar keinerlei Berührung und Beteiligung am Befreiungswerke der beiden andern Waldstätte gehabt habe. Eine geschichtlich festgestellte Thatsache ist es, dass sich Uri mit den andern in Gefahren und Interessen mehrmals verbündet hat, allerdings nicht in der gleichen Stellung der staatsrechtlichen Verhältnisse zu Habsburg oder Oesterreich wie die beiden andern, da sich Uri immer auf der geradaus zum Reich hinlaufenden Linie des Rechtes und Verkehrs gehalten hat. Wenn wir aber eine solche Verbindung oder Verbündung Uri's mit Schwyz und Unterwalden anzunehmen geschichtlich gezwungen sind, so werden wir auch Personen zulassen müssen, in denen Uri vertreten war, Personen, die im Namen Uri's bei einer solchen Verbündung gehandelt haben, und nimmt man uns den Tell,

nicht nur den Tell der Sage, sondern den Tell überhaupt hinweg, den die Sage eben dieses Geschäft verrichten heisst, so müssen wir einen andern Urner, sei er Schütze oder nicht, suchen, um ihn wenn auch nicht auf die ganz gleiche Weise wie den Tell der Sage handeln zu lassen. Warum soll dies nicht gedenkbar sein? Warum ein Widerspruch mit Geschichte und Verhältnissen? Ist es nicht vielmehr eine ganz natürliche Folge von der Lage des Landes und von der Gesinnung des Volkes? Ist es nicht ländliche Nachbarschaft, politische Sympathie und überhaupt gegenseitige Verpflichtungsart? Wir fürchten keine Stimme und keine Stimmgebung der Wissenschaft. Wir verlangen nur, dass die Wissenschaft im Dienste der unparteiischen Wahrheit und Gerechtigkeit arbeite und sich als geschichtskundige Wissenschaft ausweise. Thut sie das, so werden wir uns vor jedem von ihr abgegebenen Urtheil und Entscheid beugen, und wenn sie eines Tages auf den Balkon heraustritt und uns von ihren mit der gewissenhaftesten Feder geschriebenen Blättern abliest, sie habe für den Tell, gerade für diesen Tell der Sage mit seiner ganzen Umkränzung in der Gründungsgeschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft keinen Platz gefunden, so werden wir uns fügen, die Erzählungen, das Lied und das Spiel des unctioner Schützen aus der Schweizergeschichte hinweg und in die schweizerische Literaturgeschichte hinüberzustellen. Aber dann mag die geschichtskundige Wissenschaft, und nur von dieser lassen wir uns etwas sagen, zusehen, durch welche andere Hand sie die Bande laufen lässt, welche Uri doch erwiesener Massen mit den beiden benachbarten Waldstätten verknüpft haben.

Einen geschichtlich weit haltbarern Boden hat unstreitig die Rütlisage unter sich. Staufacher ist eine mitten in bezeugte That-sachen hineingesetzte Person, um welche herum sich geschichtliche Vorgänge gebildet und handelnde Personen an einander gereiht haben. Damit soll nicht behauptet sein, dass die Sage nicht auch an ihm ihre sinnige Arbeit verrichtet und manchen schlichten Weg mit einer täuschenden Geschicklichkeit decorirt habe. Aber fragen dürfen wir, ob es der Wissenschaft auch bei andauernden Bemühungen und mit trefflichen Hülfsmitteln je gelingen werde, das, was die Geschichte gestaltet, und das, was die Sage daran gelegt hat, zweifellos von einander zu scheiden und uns ein für alle Zeiten stichhalti-

ges Ergebniss zu liefern. Möge jeder, der hier in die Arbeit eintritt, doppelt wachsam auf der Hut sein, dass er nicht, indem er da oder dort die Schale zerbricht, damit auch ein Stück Kern zerquetscht. Sonst muss er es darauf ankommen lassen, dass ihm einst, wenn er die Feder vielleicht schon längst abgelegt hat, ein anderer viel wahrheitsgetreuerer Forscher noch in das Grab hineunterruft: Du hast uns eine denkwürdige Geschichte unsers herrlichen Vaterlandes verstümmelt, hast ein Heldenthum und Heiligthum in den Herzen der ganzen Nation entweiht!

Die Eidgenossenschaft besteht. Gegründet muss sie worden sein. Aus geringen Anfängen ist sie entstanden, geboren aus dem Schooss dreier kleiner Alpenthäler, aber frei und gross vom ersten Morgen ihres Lebens bis auf den heutigen Tag. Was es auch für Männer waren, durch die es geschehen ist, was für Namen sie getragen, wo und was für Hütten sie bewohnt haben, Männer waren es, Männer frei und gross. Denn ein freies und grosses Vaterland kann nur auf den Herzen und Händen freier und grosser Männer erwachen, kann nur auf den Herzen und Händen freier und grosser Männer durch die Stürme des Tages getragen werden. Das ist das bewundernde Dankgefühl, mögen wir den Boden von Altorf oder vom Rütti betreten. In diesem Patriotismus reichen wir unserm Glarean die Hand, der dessen voll war, als er sein Helvetien schrieb!

Hören wir nun noch zum Schlusse, in welcher Weise Glarean sein engeres eigentliches Heimathland, unsern Kanton, besingt. Aber wir dürfen keine grossen Erwartungen hegen als ob er hier, eben weil es sein eigentliches Heimathland ist, mehr sage und schöner rede, denn über die andern Kantone. Es sind auch, wie bei allen 13 Kantonen, zwei Stellen, die eine im geographischen Theil der Descriptio und die andere im geschichtlichen des Panegyricon. Die erstere, nur kurz, geht auf unsern Fluss Linth und lautet:

Deinde paludosus splendenti Limagus unda
Hospes Aduleæ Glareanæque incola terræ
Auctus abit semperque cavis aptissimus alnis
Volvitur in gyros et lenta volumina torquet.

Dann kommt, durch Sümpfe geleitet, mit glänzendem Wasser die Limmath,
Gast in des Etzels Gebiet, Insassin im Lande der Glarner,
Sie wächst in dem Lauf, ist immer höchst trefflich geeignet für Schiffahrt,
Dreht sich in Windungen hin und schiebt die gemächlichen Wellen.

Wir müssen, um uns dieses Bild zurechtzulegen, von unserm gegenwärtigen Linthlauf natürlich absehen und uns den Fluss in seinem Gange vorstellen, ehe er durch das unschätzbare Linthwerk Eschers geregt war, wie er damals durch Sumpfgebiet und Riedtfelder streckenweit sich hinzog. Der Name Limmath besteht, sagt Glarean in seinen Accessiones, aus zwei Wörtern, aus Linthus und Magus, welch letztere aus dem Walensee, ex lacu Rivario, sich ergiesse und mit der Linth dann zusammenfliesse, so dass nun das Wort Linthmagus herauskommt und davon Limmath, indem das th der Linth an das Ende des ganzen Wortes tritt und die zwei innern Sylben näher zusammenrücken. Daraus würde nun folgen, dass, wenn wir Linth mit th schreiben, wir dann auch Limmath mit th zu schreiben hätten, weil es die zwei nur versetzten Buchstaben sind.

Gast in des Etzels Gebiet heisst die Linth, weil sie den Kanton Schwyz bestreicht. Der Berg Adulas ist der jetzige Etzel, wie Glarean und Mykonius erklären.

Die andere Stelle, etwas länger und auch gehobener in der Diction, heisst:

Tu quoque Limagiana gravi gens inclyta bello
 Et libertatis vindex, temeraria Rheni
 Bella teris gladio, dirosque explosa Tyrannos
 Culmineque eductas in sidera diruis arces!
 Plurima majorum tibi sunt exempla tuorum:
 Adspice dissecto Vesenia pergama muro
 Quid patres potuere tui! Te æquare labores
 Majorum pulehrum est, demptasque ulciscier umbras!
 Sunt tibi in æthereo duo numina maxima coelo
 Inclytus effugieus noctem Fridolinus opacam
 Hillarion Gallus, Pictonæ gloria gentis:
 Sæpe vocanda tibi, sæpe in tua vota petenda.

Und du, o Volk an der Linth, berühmt durch gewaltigen Krieg,
 Der Freiheit Retterin du, die verwegenen Kriege vom Rhein her
 Fichst mit dem Schwerte du aus, verjagst die grausen Bedrücker
 Und wirfst die mit dem Gipfel bis zu den Sternen aufragenden
 Burgen darnieder!

Du hast gar viele Vorfahren zum herrlichen Beispiel!
 Blicke doch hin auf Wesen, das Pergama mit der zertrümmerten Mauer,
 Wie viel sie vermocht, deine Väter! Den Ahnen in Thaten
 Gleich werden ist schön, und gefallene Helden zu rächen!

Du hast auch in himmlischen Höhen zwei mächtige Helfer,
 Fridolin ist's der berühmte, der floh einst aus schattiger Nacht,
 Und Hilarius auch aus Gallien, der dortigen Völkerschaft Ehre,
 Rufe doch öfters sie an und fleh' sie um Hülf' in Gebeten!

Die verwegenen Kriege vom Rhein her wollen nur auf die östreichische Seite hindeuten, woher für Glarus der schlimmste Feind gekommen ist. Wesen heisst Pergama oder Pergamus, weil es von den Glarnern zerstört wurde, wie einst die trojanische Burg Pergamus von den Griechen, und es liege, sagt Glarean selber, auch so schön wie einst Pergamus. Fridolin und Hilarius sind für Glarus numina, göttliche Helfer oder in der Sprache der Kirche die beiden Patrone des Landes. Fridolin, in den ältesten Berichten Fridolt genannt, kam, sagt Mykonius, aus Irland, Hibernia, und darum bezeichne ihn Glarean als denjenigen, der dort aus der schattigen Nacht entflohen sei. Das sagen beide, Glarean und Mykonius, ohne zu bedenken, dass die schattige Nacht weniger über Irland lag, das seine Boten mit dem Licht des Evangeliums aussandte, als über denjenigen Ländern, denen die Boten das Licht bringen mussten. Hilarius, Fridolins himmlischer Führer und Beschützer, war im 4. Jahrhundert Bischof zu Poitiers in Gallien oder Frankreich und heisst als Lehrer und Heiliger der Kirche die Ehre oder der Ruhm der dortigen Völkerschaft.

(Der zweite Theil folgt im künftigen Jahrgang).

